

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

16. (6. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

16. (6. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Dezember 1905 im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21, abends 7¹/₂ Uhr.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen I bis XI sowie XIII und XIV her.

A. Allgemeines.

I. Die Mitteilungen des Stockholmer Nordischen Museums (Meddelanden från Nordiska Museet) 1903, erschienen erst kürzlich. Sie ersuchen wiederum, welche außerordentlichen Fortschritte dieses von nationaler Begeisterung getragene volks- und landeskundliche Institut Schwedens gemacht hat. Namentlich sind Frauen und Jungfrauen für dasselbe erfolgreichst tätig. Die Ausstattung ist auch diesmal vorzüglich, die Abbildungen geben volkstümliche Gegenstände älterer Zeit und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Möchte doch unsere Damenwelt in ähnlicher Weise bei uns tätig sein.

B. Persönliches.

II. Professor Dr. Georg Knaack †. Der Ostsee- und Neuen Stettiner-Zeitung vom 30. v. M. wird folgendes entnommen.

„Professor Dr. Georg Knaack, seit ungefähr einem Vierteljahrhundert am hiesigen Marienstifts-Gymnasium als Lehrer tätig, ist hier gestern nachmittag nach längerem Leiden eines frühen Todes verblichen.

Geboren zu Angermünde 1857, war er bis Ostern 1876 Schüler derselben Anstalt, an der er später als Lehrer wirkte. Dann studierte er zu Greifswald alte Sprachen, besonders unter Professor Kießling, Prof. v. Willamowitz-Möllendorf und Professor Susemihl und wurde 1880 zum Dr. phil. promoviert. Im gleichen Jahre bestand er seine Staatsprüfung daselbst. Michaelis 1880 trat er als Probandus in das Marienstifts-Gymnasium ein und wurde, als Prof. Dr. Lemecke als Direktor

zum Stadtgymnasium übergetreten war, Michaelis 1881 in die letzte ordentliche Lehrerstellung (wie es damals hieß) berufen. Zum Oberlehrer befördert, wirkte er an der Anstalt, bis er von Ostern 1891 an auf zwei Jahre zu Studienzwecken beurlaubt wurde. Eine spätere Studienreise im Winter 1898/99 führte ihn durch einen großen Teil Italiens bis nach Sizilien.

Wissenschaftlich ist Professor Knaack auf seinem Spezialgebiete unablässig tätig gewesen. Eine große Anzahl von Aufsätzen sprachlichen und archäologischen Inhalts in gelehrten Zeitschriften waren die Frucht seines Fleißes und seiner umfassenden Kenntnisse auf altsprachlichem Gebiete. Aber von großer Vielseitigkeit und mit einem warmen Natursinn begabt, hat er auch viele schätzenswerte Beiträge aus seinen Reisebeobachtungen und seiner Beschäftigung mit der neueren Kunst und Literatur für angesehene Blätter der Tagespresse geliefert. Auch unsere Leser hatten ihm noch im letzten Jahre einige anschauliche und interessante feuilletonistische Schilderungen zu danken.

Trotz schweren Leidens, welches im Jahre 1901 zuerst als eine einseitige Stimmbandlähmung hervortrat, ist er bis fast zum letzten Augenblicke seinem Amt und seinen Studien treu geblieben.“

Professor Knaack, ein Sohn einer Schwester meiner Mutter, ist bereits im 49. Lebensjahr verschieden, für die Brandenburgia, deren Studienfeld ihm am Herzen lag, hat er verschiedene Beiträge geliefert. Der Beerdigung, welche vom Trauerhause Bellevuestr. 62 aus auf dem neuen prächtig belegenen Centralfriedhof bei Stettin stattfand, habe ich Sonntag den 3. d. M. beigewohnt.

C. Naturkundliches.

III. Merkwürdiger Mammutfund. Durch die Güte der Direktion der Gesellschaft der Berliner Mörtelwerke ist dem Märkischen Museum ein ganz kürzlich gemachter Fund eines zusammengehörigen Paares von Stoßzähnen des *Elephas primigenius* Blumenbach zugegangen, welches fast tadellos erhalten war und glücklicherweise bei der Ausgrabung nur unbedeutende Verletzungen erlitten hat. Von dem zugehörigen Schädel ist nichts gefunden worden. Bei einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums Sonntag den 3. d. M. sind die geologischen Verhältnisse des Fundes durch u. M. Herrn Dr. Friedrich Solger untersucht worden, es handelt sich um Lagerung in einem Sande, welchen die geologische Karte als untern Diluvialsand bezeichnet. Nicht allein die Wohlerhaltenheit der Stoßzähne, sondern auch ihre Lagerung, welche es wahrscheinlich macht, daß sie in archaolithischer Zeit dort in einer Cachette verpackt und so vor Zerstörung und Verschleppung bewahrt worden sind, macht diesen Fund zu einem höchst auffälligen und beachtenswerten.

Diese Stoßzähne scheinen denen des typischen Mammuts zu ähneln, ich habe aber eine ganze Anzahl von diluvialen Elefanzähnen aus Deutschland und den Nachbarländern gesehen, welche in den öffentlichen Sammlungen zwar als *El. primigenius* bezeichnet sind, sich aber keineswegs in den typischen Formenkreis des Mammuts einfügen; dies geht auch aus den Photographien und sonstigen Abbildungen von Mammuts aus Belgien, Frankreich, Süddeutschland, der Schweiz u. s. w. hervor. Es drängt sich daher mir immermehr die Vorstellung auf, daß in dem, was man unter dem Namen Mammut begreift, wenn man nach der Gestaltung der Stoßzähne urteilt, mehrere sehr von einander abweichende Formen vereinigt sind, die vielleicht im Sinne von Professor Matschie geographisch verschiedene Ausbildungen sind, besondere Species oder wenigstens Subspecies.

Sobald es möglich ist, die Stoßzähne, deren Erhaltung eine umständliche, kostspielige und zeitraubende chemische Behandlung erheischt, zu transportieren, beziehentlich von ihnen genaue photographische Aufnahmen zu machen, werde ich nicht verfehlen, eine neue eingehendere Mitteilung unter Vorlegung der Stoßzähne zu machen.

Besonders interessant ist, wie angedeutet, die besprochene Beziehung dieses Cachette-Fundes zum Menschen. Ich deutete früher an, daß bei den zahlreichen sibirischen Mammutfunden auf Spuren des Menschen wenig geachtet sei. Glücklicher Weise ist es doch geschehen bei einem im Mai 1896 in der Nähe der Stadt Tomsk in Sibirien gemachten Funde, von dem ich nach den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom Januar 1897 folgendes erzähle. Der Bibliothekar an der Kais. Universität Tomsk, S. K. Kusnezow berichtet in den gedachten „Mitteilungen“ wie folgt. Die Entdeckung geschah durch einen Mann, der von deren Wichtigkeit keine Ahnung hatte. Ein bei dem Bau der Kathedrale beschäftigter Maurer entnahm Sand zur Arbeit und stieß dabei auf Knochen, die in der gefrorenen Uferschlucht zu Tage traten. Es gelang ihm, einen Teil des unteren Mammut-Kinnbackens herauszuziehen. Als die Nachricht von diesem Funde sich verbreitete, erschien ein Beamter der Gouvernementsregierung mit den Professoren der Zoologie Kaszzenko und Lehmann, und diese ließen nun die weiteren Ausgrabungen selbst bewerkstelligen, die fünf Tage lang schichtweise bis zu einer Tiefe von 9 Fuß ausgeführt wurden. Am zweiten Tage kamen die Knochen des Mammuts zum Vorschein, die auf einer Fläche von 8 Meter Länge und $3\frac{1}{2}$ Meter Breite in Unordnung umherlagen. Auf dem Platze fand man die Spuren eines sehr großen Feuerherdes von 2 Meter Durchmesser, auch Kohlen lagen zerstreut umher. Sobald die Knochen zu Tage traten, zeigten sich nicht weit davon Feuersteinsplitter, Schabsteine und zwei Holzstücke. Unter den Mammutknochen lagen drei andere, von denen zwei vielleicht einem Menschen angehören. Der geschilderte Fund ist für Sibirien von um so höherer Bedeutung, als er,

obwohl das Land reich an Überbleibseln des Mammuts ist, doch, wie bereits erwähnt, der erste ist, bei welchem ein fast vollständiges Skelett des ausgestorbenen Riesentieres und dazu Steinwerkzeuge des vorhistorischen Menschen gefunden wurden, die als Beweis für die gleichzeitige Existenz des Menschen mit den verschwundenen Repräsentanten der sibirischen Fauna dienen können. Solche Funde von Feuersteinwerkzeugen sind selbst im westlichen Europa selten. Die Entdeckung jenes Mammuts zusammen mit den Menschenspuren kann daher als Beweis dafür angesehen werden, daß auch Sibirien in der archaeolithischen Steinzeit vom Menschen bewohnt war.

IV. Der Kampf um die Eolithe.*) Unter Eolithen versteht man, wie unseren Mitgliedern sattsam bekannt, die ältesten Zeugen des Menschen in Gestalt von Steinen, die durch ihn benutzt wurden. Sie treten im Tertiär auf und sollen, wenn der Abbé Bourgeois (1867) Recht hat, schon im Ober-Oligocän von Thenay bei Pontlevoy (Loir-et-Cher) auftreten. Carlos Ribeiro, Direktor des Geologischen Dienstes von Portugal, macht eine analoge Entdeckung zu Otta in einer für Ober-Miocän gehaltenen Schicht. Rames, ein Geologe aus dem französischen Cantal, schickte 1878 zur Weltausstellung nach Paris einen Karton mit Silex, die ich wie die des Abbé Bourgeois selbst in Paris gesehen, von Puy Courny bei Aurillac mit Knochenresten von Säugetieren der tertiären Fauna von Pikermi in Griechenland. Die Existenz der Tertiär-Menschen wurde demnächst Jahre hindurch von de Quatrefages und Gabriel de Mortilles verfochten. In Deutschland verhielt man sich diesem Tertiär-Menschen gegenüber sehr ablehnend, insbesondere der Altmeister Rudolf Virchow hüllte sich gewöhnlich ihm gegenüber in ein eisiges, ironisches Schweigen.

In den letzten Jahren ist der Tertiärmensch aber mit Erfolg wieder aufgelebt. Zunächst in England an der Hand neuer Funde, welche auf den Plateaux von Ightham durch Prestwich und im Pliocän von Indien durch den deutschen Geologen Noetling, dann in Frankreich und Belgien gemacht worden sind.

Die Sache ist auch für unser Forschungsgebiet aktuell geworden, indem man — wie Sie unter andern aus den von mir Ihnen wiederholt vorgelegten teils durch Professor Otto Jaekel teils durch mich gemachten Funden ersehen haben — von Eolithen auch in unserer Provinz Brandenburg spricht.

Das sind, wie ich immer wieder betone, keine dem Tertiär, sondern lediglich dem darauf folgenden Quartär oder Diluvium oder der palaeolithischen Zeit angehörige Fundstücke, welche den ureigentlichen tertiären (miocänen und pliocänen) Eolithen zum Verwechseln ähneln,

*) Vergleiche Brandenburgia XIII. 354 — 361 und XIV 277 und 323.

sodaß man sich zu der Annahme gezwungen sieht, daß die Steinkultur (französisch „Industrie“) des Tertiärmenschen sich bis in die ältesten Zeiten des Quartärs d. h. des ältern palaeolithischen Menschen vererbt hat, bis sie bei dem jüngeren palaeolithischen Menschen verschwindet, weil dieser es bereits zu weit verfeinerten eigentlichen Werkzeugen gebracht hat.

Als der angesehenste Verfechter dieser eolithischen Kultur gilt unser verehrtes korrespondierendes Mitglied Herr A. Rutot in Brüssel und gegen diesen richtet sich in erster Linie die Ihnen hiermit vorgelegte, mir vom Verfasser in freundlicher Weise zugesendete Schrift über den Ursprung der Eolithe: Marcellin Boule, Professeur de Paléontologie au Muséum, *L'Origine des Eolithes*, Paris 1905 (Auszug aus der Zeitschrift „L'Anthropologie“ Bd. XVI, März und April 1905) 11 S. Text mit 15 Figuren.

Herr Boule, längst, wie er sagt, durch die enorme Menge sogenannter Eolithe in den quarternären Kieslagern stutzig gemacht, bekämpft die Theorien vom Tertiärmenschen und vom Quartärmenschen, soweit sie sich auf die Eolithe stützen, seit 20 Jahren, hauptsächlich weil er die körperlichen Reste des Tertiärmenschen vermißt und weil er glaubt, daß die Eolithe durch natürliche Ursachen erzeugt werden können.

Die Sachverständigen Laville, Präparator an der Bergschule, E. Cartailiac, Obermaier und Boule haben in einem Kreidebruch der Gemeinde Guerville, südöstlich von Mantes, linkes Seine-Ufer, das Verfahren, welches bei Herstellung von Zement zur Herstellung der Schlammkreide stattfindet, genau beobachtet. Zunächst werden die groben Feuersteinknollen abgesondert, das übrige Kreidematerial, in dem sich aber noch kleinere und größere Feuersteine bis zu handlichen Fauststücken in Menge befinden, wird unter Benutzung strömenden Wassers von einem 5 m Durchmesser haltenden Rade umgerührt, dessen Umdrehungsgeschwindigkeit etwa 4 m in der Sekunde d. h. ungefähr die Schnelligkeit des Rhone-Flusses bei Hochwasser beträgt. Der Kreiderei läuft ab und die Steine fallen in dem Becken, worin der Schlammprozeß sich abspielt, auf den Boden. An dem wagrechtgedrehten Rade, welches diese durch *Micrastrer cor-testudinarium* als Leitfossil gekennzeichnete Kreide zerarbeitet, hängen gußeiserne Zacken herunter, durch die die Feuersteine ausgesondert und auch selbstverständlich dabei verletzt werden. Die Flinte verletzen sich bei dem Umrollen auch untereinander und rollen sich gleichzeitig ab. So entstehen viele Steine, welche mit den Silex aus oligocänen, miocänen, pliocänen und pleistocänen Alluvionen zum Teil große Ähnlichkeit haben. Wenn das Wasser abgelassen wird, so haben diese Steine, welche, wie Herr Boule meint, den Rutotschen *percuteurs*, *rabots*, *grattoirs*, *retouchoirs*, *silex à enconche* zum Verwechseln ähneln, einen schlammigkreidigen Über-

zug. Sie werden in Haufen geschichtet und zur Betonfabrikation verwendet. Herr Boule gibt, wie Sie ersehen, verschiedene Abbildungen von dergleichen Stücken, welche eine überraschende Ähnlichkeit mit manchen für Werkzeuge geltenden Feuersteinen des Urmenschen zweifelsohne besitzen. Boule wirft sich gewissenhafter Weise selbst Einwendungen gegen seine Theorie auf, z. B. daß diese durch eiserne Eggen hervorgebrachten Verletzungen doch nicht mit der Arbeitsweise des Urmenschen zu vergleichen seien, er fügt aber hinzu: *Je crois qu'il ne sera pas difficile de répondre d'une façon satisfaisante à ces critiques si cela devient nécessaire. Peu importe d'ailleurs: il est impossible de nier que les éolithes de Mantes aient été produits et se produisent continuellement en dehors de toute intention humaine; or ce sont les traces d'un travail intentionnel qui caractérisent les éolithes, d'après leurs inventeurs eux-mêmes.*"

Boule macht noch besonders darauf aufmerksam, daß die Retouches seiner Silex (Flinte, Feuersteine) von Guerville-Mantes nicht etwa erst bei dem Abwascheverfahren entstanden seien. Er gibt ferner zu, daß sich bei den einwandfreien palaeolithischen Stücken nicht selten unvollkommene oder abgenutzte befinden, die durch Menschenhand gegangen sein können, aber gerade hier sei der Übergang zwischen natürlicher und menschlicher Tätigkeit oftmals kaum zu unterscheiden. Gerade deshalb könnten diese Stücke, wenn sie sich allein (ohne Palaeolithe) in tertiären Schichten befinden, nicht als Eolithe angesprochen werden.

Natürlich muß es Vorläufer, schließt Boule, vor der palaeolithischen Technik gegeben haben, vielleicht schon im Tertiär, aber damit sei noch nicht gesagt, daß sie in unseren Landen vorkommen.

Boule legt auf das Phänomen der Migration diesbezüglich den größten Wert und schließt mit dem Satze: *„Il est très possible que l'Homme ait apparu brusquement dans nos pays, au debut des temps quaternaires, en même temps que la faune des Mammifères dont il fait partie et qui est fort différente de la dernière faune pliocène. Comme paléontologiste, je crois fermement à l'existence de l'Homme tertiaire; je ne doute pas qu'on trouvera un jour ses traces sur quelque point du globe; mais pour être irrécusables, ces traces devront avoir une valeur tout autre que celle des éolithes.*"

Wir können Herrn Boule nur dankbar für seine Experimente sein, wenn wir auch seinen Folgerungen nicht überall beipflichten. Es ist doch unbestreitbar, daß auch die Bouleschen sogen. -Eolithe von Menschen, also nicht von der Natur herrühren. Und wenn er sagt, trotzdem, daß diese Maschinenbearbeitungen (retouches) gar nicht beabsichtigt seien, wären sie doch den angeblich natürlichen identisch, so will das auch nicht viel besagen, denn wir müssen doch alle annehmen, daß die

rohesten Werkzeuge dem Menschen fertig in Gestalt von Steinen geboten wurden.

Endlich aber haben sich unter den allerneuesten Funden aus dem Tertiär (Miocän) Steine gefunden, die nicht bloß zerarbeitet, sondern zu gewissen regelmässigen bereits typischen Formen, werkzeugartig bearbeitet sind. In dieser Beziehung sind wir bereits über den früheren Standpunkt Rutots fort, der vor wenig Jahren noch für das Tertiär nur vom Urmenschen zerarbeitete, nicht aber bereits bearbeitete Silex kannte. Von diesen primitiven aber immerhin schon wirklichen Werkzeugtypen findet sich aber keine Spur, sei es unter den rohen Kreidefeuersteinen, sei es unter den bearbeiteten Feuersteinen, die aus den Schlämmaschinen in den Kreidebrüchen von Guerville-Mantes, von Brighton, von der Insel Rügen usw. hervorgehen.

Es gibt also auch in Europa im Tertiär bereits Werkzeugtypen und damit fällt der Haupteinwand des Herrn Boule zusammen. Trotzdem sind wir, ich wiederhole es ausdrücklich, Herrn Boule für seine Streitschrift recht dankbar. Die meisten von ihm abgedruckten sogen. Eolithen von Guerville ähneln in der Tat solchen Stücken, die man vielfach bei uns findet und leicht als mit solchen, die menschliche Zer- und Bearbeitung erfahren haben, verwechseln kann. Für mich persönlich sind diese Wirkungen der Kreideschlämmereien und Zementfabriken, allerdings nicht neu; seit meiner Kindheit habe ich mich bis heut fast alljährlich in den großen Kreidebetrieben der Insel Rügen bei Nipmerow, Quoltitz, Sagard, Crampas und Sassnitz bewegt und die dort zufällig durch den Maschinenbetrieb und die Wasserströmung denaturierten Silex ungezählte Male in der Hand gehabt, ebenso auch die Silex aus dem Hangenden, dem Diluvium in Geschiebe- und Geröllgestalt. Dergleichen Kenntnisse lassen sich bestens auch für unsere Provinz Brandenburg verwenden in der Eolithenfrage. Nachträglich geht mir die Oktobernummer d. J. des Correspondenz-Blattes der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. zu, wonach sich Dr. Hans Hahne, ein hervorragender Sachkenner, in einem auf der deutschen Anthropologen-Vers. zu Salzburg gehaltenen Vortrag „Über den Stand der sog. Eolithenfrage“ in gleichem Sinne geäußert hat, desgl. Dr. Birkner-München, Prof. E. Fraas-Stuttgart und Konservator Eduard Krause-Berlin. Eine im Archiv für Anthropologie erschienene Arbeit von Obermaier-Paris, welche Herrn Boule sekundiert, wurde nicht minder abfällig als dessen Abhandlung kritisiert.

V. Die bearbeiteten Kiesel aus dem Tertiär von Cantal in Frankreich, welche ich unter IV gestreift, habe ich bereits ausführlicher am 31. Mai d. h. in der Brandenburgia (XIV. 323) besprochen und zwar auf Grund der Beobachtungen von Prof. Klaatsch. Zu dieser treten nunmehr noch die vollauf bestätigenden Untersuchungen von

Professor Dr. Verworn in Göttingen. Gegen diese Beobachtungen wendet sich Edward Hennig in der Naturwiss. Wochenschrift vom 15. Oktober 1905 S. 667, er eignet sich dabei den Bouleschen Standpunkt an und versichert: „Jedenfalls haben wir bisher, auch nach den Funden von Professor Verworn keinen Anhalt dafür, daß eine Verwendung der „Eolithen“ in Europa schon im Tertiär stattgefunden hat.“

Unser Standpunkt ist der abwartende. Klaatsch, Rutot, Capitan u. A. werden die Antworten nicht schuldig bleiben.

VI. Johannes Elbers: A. Die Landverluste an den Küsten Rügens und Hiddensees, ihre Ursachen und ihre Verhinderung. B. Über die Standfestigkeit des Leuchtturms auf Hiddensee. (Aus dem X. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald 1906).

Die schrecklichen Landverluste, welche unsere Ostseeküste fort-dauernd durch Abbröckeln in Folge von Frost und Regen und durch beständiges, nicht selten bis zu Sturmfluten gesteigertes Abspülen erleiden, sind uns allen bekannt und nötigen die Behörden ernstlich, weiteren Landverlusten vorzubeugen. Nur mit Bestürzung habe ich in diesem Sommer die Abspülungen am Rügensch Strand zwischen Crampas und Lohme sowie an der neuvorpommerschen Küste bei dem Seebad Lubmin beobachten können. Die nötigen Schutzmaßregeln zu treffen, ist hier, wie an unseren nicht minder bedrohten Nordseeküsten von Röm bis Borkum, sehr schwer, mitunter hat man Mittel benutzt, die weit mehr geschadet als genutzt haben. Herr Dr. Elbert, z. Z. als Geologe zu Münster i. W. hat im Auftrage der K. Regierung zu Stralsund sich mit der Verlust- und Verhinderungsfrage sorgfältigst beschäftigt und seine Ergebnisse in dem Vortrag zu A bzw. Gutachten zu B zusammengefaßt.

Seit der postglazialen Litorinasenkung scheinen unsere Küsten zwar im großen und ganzen dem langsamen Versinken nicht ausgesetzt zu sein, dafür sorgt aber das Meer unablässig weiter, die weicheren Bestandteile werden fortgeführt, die großen Blöcke bleiben liegen. Doch finden auch Anspülungen statt. Es ist nun die Aufgabe des Ingenieurs, so zu vermitteln, daß er den Sandflug, die Richtung der herrschenden Winde, die unterseeische Wanderung des Sandes u. dgl. mehr beobachtet und wenn möglich zum Uferschutz mitheranzt.

Was Hiddensee anlangt, so habe ich die Selbstzerstörung des hohen Steilufers dieser interessanten lebhaft an Sylt erinnernden langgestreckten Insel zum öftern, ich möchte beinahe sagen mit Grausen, beobachtet. Ich habe tiefe Spalten in dem Lehmufer gefunden, aus denen sich, gerade wie aus Eisspalten in den Gletschern, kein Mensch ohne Hülfe wieder herausarbeiten kann. Sonderbarer Weise habe ich diese gefährlichen Uferpartien, in denen man leicht im Dunkeln verunglücken kann, nie-

mals abgesperert gefunden, wie es doch beispielsweise mit großer Vorsicht auf Helgoland und bei Stubbenkammer geschieht.

VII. Vineta. Von W. Deecke. (Aus dem X. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald 1906).

Der Name Vineta — ein Beweis für die deutsche Unbefangenheit den Slaven gegenüber — ist bei uns so bekannt und so gefeiert, daß die Abhandlung des gelehrten Herrn Verfassers Professor Dr. Wilhelm Deecke in Greifswald von vornherein großes Interesse erregt. Wir Berliner haben ja neben einem Arkona-Platz auch einen Vineta-Platz getauft und in der Nähe die Wolliner Straße plaziert, letztere benannt zur Ehre der Stadt Wollin an der Dievenow, die den historischen Kern zur Vineta-Sage darbietet.

Zunächst erörtere ich die archaeologische Frage.

Bereits i. J. 1871 machte Rudolf Virchow (Ausgrabungen auf Wollin, Verh. der Berl. Ges. f. Anthrop. IV. S. 58 flg.) auf die geschichtliche Namenfolge: Jomsburg, dann Julin, (Land Jome oder Jumne) später Wollin sowie darauf aufmerksam, daß der Jahrhunderte später erscheinende Name Vineta auf dem Schreibfehler eines alten Manuskripts beruhe und daß die Namen Vineta und Jummeta identisch sind. Es ist daher, sagt Virchow mit Recht, in den neueren Untersuchungen Vineta allmählich aus der Reihe der der Forschung würdigen Punkte ausgeschieden. Vgl. auch Giesebrecht, Wendische Geschichten, Berlin 1843 S. 23, 206. A. a. O. XIX S. 100 sagt der Slavist Müschner, Jummeta sei eine Nebenform von Jumne d. i. ein gartenähnliches Land. R. Virchow (S. 105) betont dabei nochmals, Vineta sei durch falsche Lesung aus Jummeta entstanden. Jummeta sei die skandinavische, aber nicht die wendische Namensform.*)

A. a. O. XV. S. 111 flg. habe ich auf Grund eigener Untersuchungen und Ausgrabungen festgestellt, daß zwischen dem alten Julin als der Slavenstadt und der skandinavischen Ansiedlung daneben auf dem sogenannten Silberberg bei der Stadt, der Stätte der Jomswikingerburg zu unterscheiden

*) Bereits Zöllner (Reise durch Pommern, Berlin 1797, S. 505) schreibt: „Zum Unglück las Kranz (der 1517 starb) in seiner Handschrift vom Helmold Wineta“ und S. 507 „Ich sagte vorhin, es sei ein Unglück gewesen, daß Kranz beim Helmold den Namen Wineta gelesen habe; denn hätte er nicht den Abschreiber sondern den Adam selbst in die Hand bekommen, als er diese Stelle niederschrieb, so hätte er wahrscheinlich Julin gesetzt und das Gespenst Wineta wäre vielleicht nie in die Geschichte gekommen.“ — Und füge ich hinzu, er hätte sich von der Dievenow und der Inseln Wollin niemals nach der Insel Usedom und dem Vorstrand des Streckelberges verirrt. Anführen möchte ich noch, daß ich den Herren Gebrüdern Stricker, von denen einer, Herr Ehrich Stricker, Mitglied der Brandenburgia und Mitinhaber unserer Nikolaischen Verlagsbuchhandlung ist, die Vorlegung sehr schöner Photographien vom Streckelberg, vom Vorstrand und vom Riff verdanke. Die Herren halten sich seit Jahren zur Sommerfrische in Cölpin beim Streckelberg auf und haben mir als ausgezeichnete Touristen, Schwimmer und Taucher interessante Auskünfte erteilt.

sei. Meine Mitteilung betitelt sich: „Der Silberberg bei Wollin als Stätte der Jomsburg“ und enthält die Daten über die skandinavische Jomsburg (erbaut 970 — 980, zerstört 1042 oder 1043) und über das wendische Wollin, wohin 983 König Harald von Dänemark flieht; 1175 oder 1177 wird Wollin von König Waldemar so gründlich zerstört, daß Helmold, der Slavenchronist, Ende des 12. Jahrhunderts die Wendenstadt nur als untergegangen kennt.

Das sogenannte Vineta-Riff und der Streckelberg mit seinem Vorstrand sind mir persönlich sehr wohl bekannt. Überhaupt habe ich in verschiedenen Jahren vielfältig die Insel Usedom bereist und untersucht. Meine Nachforschungen erstrecken sich längs dem Strande bei Swinemünde an der ganzen Usedomer Küste bis weit über Zinnowitz hinaus, außerdem auf Gothen, Sellin, Pudegla, Mellenthin, Morgenitz und den Lieper Winkel, auf die Stadt Usedom und Umgegend sowie das benachbarte linke Peeneufer bei Lassan, Wolgast und Kröslin, sowie weiterhin auf die Boddenküste von Freesendorf über Lubmin bis Ludwigsburg.

Herr Professor Deecke glaubt nun, daß die großen Steinmengen, welche das Vineta-Riff bilden, von versunkenen und zerstörten großen Steingräbern herrühren. Es handelt sich dabei um ungeheure Blöcke, wie sie den deshalb sogenannten megalithischen Gräbern angehören.

Ich glaube nun auf Grund meiner vieljährigen Kenntnis von Neu-Vorpommern und Rügen, daß dies nicht möglich ist. Die Peene — wie sie, beiläufig erwähnt, noch heut eine dialektische Grenze zwischen dem eigentlichen niederdeutschen Platt und dem hinterpommerschen Volksdialekt darstellt — hat die uralte neolithische Grenze der megalithischen Gräber gebildet. Auf Wollin fehlen sie gänzlich, auf Usedom sind sie kaum mehr vertreten. Von einer solchen Anhäufung von megalithischen Gräbern, wie sie die Bildung eines gewaltigen Riffs bedingen würde, kann meines Erachtens keine Rede sein. Man bedenke dazu, daß hier seit Jahrhunderten Steine gezangt und nach den verschiedensten Küstenpunkten sowie binnenlands verschleppt worden sind. Welch ungeheures Material haben allein die vom Vineta-Riff zum Bau der Swinemünder Molen und Hafengebauten verwendeten Blöcke geliefert, trotzdem liegen noch immer gewaltige Massen im Riff, welches dadurch bei flachem Wasserstande verbunden mit unruhiger See noch heut der Schifffahrt gefährlich wird. Im vorigen Jahrhundert wurden die sogen. Vineta-Ruinen d. h. die Steinriffe noch so groß wie die ganze Stadt Stralsund oder Rostock geschätzt.*) Auf der ganzen Erde dürften keine megalithischen

*) Zöllner a. a. O. S. 518, woselbst er auch die merkwürdigen geometrischen Zeichnungen, der Anordnung der Steine, welche Deecke reproduziert, nach Chytraeus gibt: In Prooemio Metropoleos de Episcopo Camminensi, A. Joh. Lubbechii de Julino

Gräbergruppen zu finden sein, auch wenn man die ausgedehntesten derselben in der Bretagne, in Marokko, Algerien, Tunesien und Vorderindien in Betracht zieht, welche ein kubisches Steinmaterial liefern könnten von dem Umfang, wie es das Vineta-Riff enthalten hat und noch enthält.

Die großen Steingräber, welche man in der Nachbarschaft der Insel Usedom zum Vergleich heranziehen kann, befinden sich in den neuvorpommerschen Kreisen Grimmen und Greifswald; ich kenne sie fast ausnahmslos vom Augenschein her. Im Jahre 1903 habe ich mit unserm leider zu früh verstorbenen Mitgliede Professor Oskar Krause namentlich diejenigen Grabhügel untersucht, welche sich auf der Generalstabs-Karte Meßtischblatt 592, Sektion Griebenow, besonders zwischen Groß-Zarnewitz, Treuen und Sassen westlich, und Zestelin und Neu-Negentin östlich befinden. Herr Krause wollte diese sowie die mir genau bekannten, auf Blatt 593 (Greifswald) befindlichen Hünengräber bei Dargelin und Behrenhof mit mir zusammen beschreiben und der deutschen Anthropologen-Versammlung in Greifswald August 1904 den Text mit Bildern und Plänen widmen. Die schwere, schließlich tödliche Erkrankung unsers verehrten Mitgliedes hat diesen Vorsatz vereitelt.

Diese Hünengräber, die sich alle — ein Umstand, welcher bei der Würdigung der vermeintlichen Vineta-Hünengräber wohl zu beachten — vorsichtig etwa 5 bis 10 und mehr Kilometer vom jetzigen Strande entfernt halten — würden zusammengerechnet lange nicht den kubischen Inhalt des Vineta-Riffs liefern. Und selbst wo sie nahe bei einander liegen, sind sie nicht entfernt so „herdenartig“ dicht zusammengedrängt wie die Blöcke des Vineta-Riffs.

Aber, sagt man, die beim Streckelberg lokalisierte Vinetasage muß doch eine geschichtliche oder vorgeschichtliche Unterlage haben. Ich bestreite das ganz entschieden und verweise auf den groben Unfug, der mit der vermeintlichen Göttin Hertha, dem Herthasee und der Herthaburg auf Rügen bei Stubbenkammer seit vielen Jahrzehnten getrieben wird. Jedes Kind kennt die sogenannte Sage von der Göttin Hertha und die Touristen oder Badegäste können sie sich dort, je nachdem die Konjunktur ist, für 5 oder 10 Pfennig vorleihen lassen. Jeder Rügianer glaubt daran und nicht minder ein großer Teil der Fremden*). Vor dem Anfange des 17. Jahrhunderts hat aber niemand auf Rügen etwas von dem Herthadienst gewußt, der überhaupt auch unter diesem Namen nirgends auf der Erde existiert hat, da er nur auf einer falschen Lesart

et Arcona, narrata. Woraus sie sowohl Rango in den Noten zu den Origin. Pomeran. (Colberg 1684) p. 292 f. als Dähnert in der Pommerschen Bibliothek, Bd. 3 S. 123 u. f. haben abdrucken lassen.

*) Hat man doch in den sechziger Jahren v. J. eine preußische Korvette Hertha getauft und erst vor wenigen Jahren seitens der Gründer der Kolonie Grunewald leider einem der künstlich ausgegrabenen kleinen Seen den Namen Hertha-See beigelegt.

beruht, indem an der betreffenden Stelle der Germania des Tacitus Kap. 40 alle Handschriften „Nerthum“ oder „Nerthun“ statt „Hertham“ lesen. Barthold hat in seiner Geschichte von Pommern und Rügen (I. 114 ff.) gezeigt, wie zuerst im Jahre 1616 ein auswärtiger grübelnder Forscher (Klüver) gemutmaßt habe, daß Rügen die vom Tacitus so unbestimmt bezeichnete Insel im Ozean sei, auf welcher die als falsche Göttin in die Germania hineingekommene Hertha verehrt worden wäre; wie diesem der erste pommersche Geschichtsschreiber im 17. Jahrhundert, Micraelius, darin blind gefolgt sei, und die Mutmaßung allmählich, durch immer dreisterere Behauptung, den Schein einer geschichtlichen Tatsache angenommen habe*).

Wie trotzdem und alledem der Fabelname Hertha niemals ausgerottet werden wird, so geschieht es und wird geschehen mit dem vermeintlichen Vineta-Riff und der von Schulmeistern, Journalisten und sentimentalen Badegästen erfundenen, beziehentlich nachgebeteten Vineta-Sage. Beide Fabeleien werden fortbestehen: mundus vult decipi!

Wenn man schliesslich als Grundlage und Lokalisierung dieser Fabeln einen prähistorischen Grund sucht, so will ich hinzufügen, daß Professor Dr. Theodor Liebe von hier und ich sehr häufig wendische Reste, namentlich von Töpferware am und beim Streckelberg, besonders landeinwärts gefunden haben. Es sind unzweifelhaft hier wendische Ansiedelungen gewesen und gänzlich verschwunden. Aber die Wenden haben niemals Steingräber, am wenigsten megalithische errichtet, die vorpommerschen megalithischen Grabhügel sind zum Teil tausende von Jahren älter als die Wendenzeit.

Bleibt noch die geologische Frage. Diese ist, wie ich überzeugt bin, die einzige, die beim Vineta-Riff in Frage kommt. Ich maße mir selbstverständlich, namentlich dem kundigen Herrn Verfasser gegenüber, keine geologische Lösung an. Daß der Herr Verfasser eine prähistorische Lösung vorschlägt, beweist, daß er eine befriedigende geologisch-stratigraphische wenigstens bisher nicht gefunden hat. Hoffentlich geschieht dies später einmal. Bei der kettenartigen Anordnung der Blöcke hier und auf den beiden Nachbarriffen möchte man zunächst an einen Moränenschuttwall denken. Auffallend ist die tiefe Senkung dieses versunkenen Vorlandes im Verhältnis zu der Nähe und der bedeutenden Höhe des Streckelberges.

Zöllner, der am a. O. S. 464–526 die Vineta-Frage mit großer Gründlichkeit und unparteiisch untersucht hatte, setzte im Jahre 1797 einen Preis für die Untersuchung der vermeintlichen Ruinen von Vineta in Höhe von vier Friedrichsdor aus, der bis 200 Thaler vermehrt und

*) Vgl. Boll, die Insel Rügen, Schwerin 1858 S. 56. — Der einheimische Name für den See und Wall ist „der Borgwallsee“, „der Borgwall“.

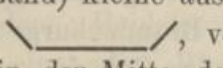
bei einem Handlungshause in Stettin verwahrt werden sollte. M.W. hat niemand diesen Preis gewonnen.

Es würde sich wohl lohnen, wenn die gelehrten Gesellschaften Pommerns mit Unterstützung der königlichen Regierung ebenfalls eine Geldsumme zur Feststellung der genauen Lage der Steinreste des sogenannten Vinetariffs bewilligten. Die Untersuchung ist technisch sehr schwierig, sehr zeitraubend (weil nur bei stiller See möglich) und recht kostspielig; sie interessiert aber, man kann wohl sagen, die ganze Welt.

VIII. Das wandelnde Blatt, *Phyllium siccifolium*. Ein Exemplar dieser Kaukerfs oder Geradflüglers (verwandt mit den Heuschrecken) legt unser Ausschußmitglied Herr Franz Körner aus seiner Naturaliensammlung vor. Das seltsame aus der Familie der Gespenstschrecken (*Phasmodea*) stammende Insekt stammt aus Ceilon. Das Tier sieht ungefähr aus wie zwei beieinanderliegende abgestorbene Baumblätter. Diese Tiere sind recht lehrreiche Beispiele für die Nachahmungsverstellung (*Mimicry*), sie schützen sich durch ihre Gestalt und Farbe einerseits vor Feinden, andererseits könnten sie auch gerade deshalb ihre Beute leichter beschleichen, das haben sie aber kaum nötig, da sie, so viel mir bekannt, von Pflanzenkost leben.

D. Kulturgeschichtliches.

IX. Über Einbäume hat Herr Kreisarzt Dr. Hubert Lohmer, den wir häufig als Gast bei uns gesehen, mir auf meine Bitte Mitteilungen gemacht. Er war während der Cholerafahrt an der Netze zu Netzdamm bei Bromberg stationiert, verkehrte fortwährend mit Schiffern und erschien mir deshalb geeignet, nachzuforschen, ob sich der Gebrauch der aus einem Stammstück gefertigten Kähne in jenen östlichen an Brandenburg angrenzenden Teilen erhalten hat. Herr Lohmer schreibt mir von Netzdamm am 13. v. M. wie folgt:

„Flößer und Fischer benutzen hier zu kleineren Fahrten (z. B. vom Floße auf das Land) kleine aus drei Brettern gefertigte Fahrzeuge dieses Querschnittes , vorne und hinten spitz zulaufend. Das Bodenbrett ist in der Mitte des etwa 3–4 m langen „Schollnik“ (ob von „Scholle“ herrührend?) etwa 30–40 cm breit, sodaß gerade ein Mann darin stehen kann. Diese Boote kippen sehr leicht um; man benennt sie hier so wie am Rhein auch die leichten langen schmalen Wettruderboote genannt werden, als „Seelenverkäufer“.

Dieser Name „Schollnik“ wurde ursprünglich für ausgehöhlte und als Fahrzeuge dienende, oft noch durch einen oder zwei Eisenreifen zusammengehaltene Baumstämme, also Einbäume benutzt, während man die obengenannten, aus Brettern hergestellten Fahrzeuge in der Schiffer- (oder Polen-) Sprache eigentlich „Krakuwke“ nannte. Diese Einbäume sollen bis vor 5–10 Jahren auch hier noch benutzt worden

sein. Der Gastwirt hier hat jetzt einige seiner Krippen im Kuhstalle aus Einbäumen, die früher als Fahrzeug dienten, hergestellt. Ich selbst sah hier auf dem Wasser keine Einbäume mehr; dagegen versichern mir die Schiffer, daß auf der Weichsel die sog. „Kottleute (auch Kittleute), welche gleichsam als Lotsen für Schiff und Floß fungieren, sich neben den Bretter-Schollniks auch wohl noch der Schollniks in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, also ausgehöhlter Baumstämme, bedienen. Sitzend rudern, fahren sie in diesem dem Schiff oder Floß als Führer vorauf. Das sähe man sowohl in Galizien als auch in Russisch-Polen und auf der unteren Weichsel“.

Ich danke Herrn Lohmer für seine Mitteilung und füge hinzu, daß mir der Gebrauch der Einbäume zum Sondieren der Wassertiefe für Flösse und Kähne auf der deutschen Weichsel wohl bekannt ist. Dergleichen Einbäume gerieten früher nicht ganz selten nach Berlin von der Weichsel und Warthe her. So sah ich beim Bau der hiesigen hölzernen Gotzkowsky-Brücke einen Einbaum in Gebrauch. Ebenso ging dem Märkischen Museum ein anderer dergleichen Einbaum vom Rummelsburger See zu. Diese zwei Einbäume waren aus Pappelholz. Auf der ungarischen National-Ausstellung zu Budapest i. J. 1885 sah ich noch nicht gebrauchte, neue schöne Einbäume aus Lindenholz zum Verkauf ausgestellt.

Unsere Slavisten werden um Erklärung der Wörter Schollnick und Krakuwke ersucht. Vergl. im übrigen über Einbäume Brandenburgia X 88, VIII. 46 und besonders IV. 414.

X. Komturei Lietzen. Zur Erläuterung der Abbildung dieses interessanten mittelalterlichen Feldsteinbaues schreibt unser Ausschußmitglied Herr Dr. Gustav Albrecht folgendes.

Im Septemberheft der Brandenburgia steht S. 283 über ein in Komturei Lietzen von der Kirche getrennt stehendes Gebäude: „Erwähnt wird der interessante Bau nirgends in der Literatur, nicht einmal in Bergau's Verzeichnis.“ Dem gegenüber gestatte ich mir den Hinweis auf das Wanderbuch für die Mark Brandenburg 1904, Teil III. S. 47: „Südl. (nahe dem Eingang) ein großes Gebäude aus Feldsteinen, jetzt Lagerraum mit großen Kellereien, einst vermutlich gleichfalls ein Gotteshaus.“ Die Notiz stand im wesentlichen ebenso bereits in der 1. Auflage des Buches (1892). Die Vermutung, daß das Gebäude ein Gotteshaus war, rührt von Schottmüller her.

XI. Otto Tschirch: Zar Alexander und das preußische Königspaar am Sarge Friedrichs des Großen (4. November 1805). Eine Jahrhundertenerinnerung. Herr Professor Dr. Tschirch, Archivar der Stadt Brandenburg und uns allen als liebenswürdiger Führer in der alten Havelstadt wohlbekannt, überreicht diesen Aufsatz im Sonderabdruck aus der Konservativen Monatsschrift vom November 1905

als eine uns besonders willkommene Gabe, da wir erst kürzlich — am 8. Oktober — in andächtiger Stimmung an der für alle Zeit geweihten, allen Deutschen teuren Gruftstätte verweilt haben. An der Hand der bekannten Vorgänge wird die Zusammenkunft in Verbindung mit den politischen zeitgenössischen Vorgängen von Tschirch auf das Anschaulichste geschildert. Bekanntlich hat die enthusiastische Huldigung Kaiser Alexanders gegenüber der Königin Luise nicht verhindert, daß er der Zertrümmerung Preußens durch den korsischen Caesaren „Gewehr bei Fuß“ noch vor Jahresfrist nach dem 4. November 1805 ruhig zusah.

XII. Wröhe und Wröhmänner in alter Zeit. Mitgeteilt von Herrn Oberpfarrer Recke in Spandau. (Nach einem Vortrag, gehalten am 14. November 1905 im Gemeindesaal der Nikolai-Kirche zu Spandau.) Nach einer Mitt. im Anzeiger für das Havelland, Spandauer Anzeiger 28. XI. 1905).

In Werneuchen grünt noch heute die Wröhlinde, unter deren Schatten einst die Wröhe ihr Fem- und Freigericht hielt; von Bernau, seiner Wröh- und Ackerordnung aus dem Jahre 1654, sowie seiner bis in unsere Tage fortbestehenden Wröhkasse berichtet die vortreffliche Bernauer Stadtchronik viele und interessante Einzelheiten; nicht zuletzt ist Eberswalde zu nennen. Nach den dem Vortragenden freundlichst zugestellten Mitteilungen des Herrn Redakteurs Rudolf Schmidt, Mitgliedes des Eberswalder Vereins für Heimatkunde, erfreut sich die Stadt noch heute eines wirklich fungierenden Wröhamtes. Aufgebaut auf die älteste Wröhordnung von 1619 und auf das Wröhreglement von 1723 ordnet der Rezeß von 1882 die Tätigkeit des bestehenden Wröhamtes auf das eingehendste. Von Eberswalde ging es nach der alten „Ackerbürgerstadt Spandow“ mit ihren Gärten, Äckern und Beiländern, Wiesen und Haukaveln, Hütung und Hölung. Alte, zum Teil längst verklungene Namen tauchten wieder auf. Wer kennt sie noch, die „Freiheiten und Gemeinheiten“ (gemeinsame Hütungen), den „Sautrödel“, die „Semmelländer vor der Blackenheide“, das „Walpurgisland“ im Spektefelde, die „Elendsgärten“ vor dem „Heidetor“? Die Wanderung endete bei dem „Wröhmännerplatz“, einst die „Wröhmännerwiesen“ genannt und den „Wröhmännern“ zur Nutzung überwiesen, dann in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Sande der Schülerberge aufgehöhht und befestigt. Die Abgrenzung des Wröhmännerplatzes nach der Neustadt zu bildet, wie hinlänglich bekannt, unsre Wröhmännerstr. Ihr Name, vor noch nicht 20 Jahren glücklich und zutreffend gewählt, bewahrt die Erinnerung an Spandaus Wröhe und Wröhmänner in alter Zeit.

Was ist die „Wröhe?“ Wröhen, Wrogen, Wrögen heißt — niederdeutsch — anklagen, tadeln, rügen. Die Wröhe ist das Freigericht der Ackerbürgergilde. Die Wröhmänner oder Wröhherrn, erstere die „Beisitzer“, letztere die „Richter“, sind Freischöffen der Wröhe. Der „Frei-

stuhl“ der „Freigrafen“ ist die Wröhlinde, der baumbewachsene Kirchplatz. Man tagt — ohne Papier und Protokoll — nur im Sommer, zumeist an den Sonntagen „nach der Predigt“. Gegen den Spruch der Wröhe gab es keine Berufung. Die Funktionen der Wröherren, die — ihrer 5 bis 8 — für ihr Amt auf ein oder mehrere Jahre frei gewählt wurden, waren ursprünglich sehr weitgehende. Es handelte sich nicht bloß um landwirtschaftliche Gutachten und Taxationen, auch nicht bloß um Beaufsichtigung der Hirten und Feldhüter, auch nicht bloß um Regulierung in Ansehung des gemeinsamen Brachfeldes (die Wröhherren bestimmten, mit eigner Hand die „Erbsfurche“ ziehend, welche Teilfläche der Brache mit Erbsen, Wicken etc. bestellt werden sollte; der übrige Teil — zumeist $\frac{7}{8}$ — verblieb als Gemeinhütung), — nein, es handelte sich um wirklichen Rechtspruch in Acker- und Flurstreitigkeiten, bei Grenzregulierungen, bei Schadenersatzklagen, bei Aufteilungen und Separationen. —

Die mittelalterliche Institution der Wröhe zerfiel naturgemäß mit den Elementen, auf denen sie beruhte: der Ackerbürgergilde und den „Gemeinheiten und Freiheiten“, die den Ackerbürgern und Bauern vorzeiten zustanden. Die neue allgemeine Separation des Ackers, die Reallastenablösung, die Konstituierung des bürgerlichen Rechts, die Städteordnung, die zunehmende Bebauung, der Rückgang des landwirtschaftlichen Betriebes, besonders in den Großstädten, kamen hinzu, um die Wröhe ihrem fast gänzlichen Untergang entgegen zu führen. Als letzter Rest erscheinen jene „Wröherren“ Berlins, von denen unlängst Geheimrat Friedel in der „Brandenburgia“ erzählte, er selbst habe als Gerichtskommissar in Berlin oft genug „Wröhherren“ über landwirtschaftliche Gutachten zu Protokoll vernommen. Der letzte „Wröhherr“ Berlins starb erst vor wenigen Jahren. Für Spandau — und anderweitig — lebt das Institut der Wröhe, wenngleich in sehr veränderten Formen, in der „Öconomie-Deputation“ des Magistrats und der Stadtverordneten fort. Die Vorväter zumal jener 5 freigewählten Bürgerdeputierten Ökonomie-Deputation mögen vorzeiten des öfters als rechte und echte Wröhmänner den Freistuhl der Wröhe zu Spandow geziert haben.

Zum Schluß teilte der Vortragende noch eine charakteristische Notiz aus der Stadt und Kirchenchronik von Daniel Friedrich Schulze mit, die die Wröhe in Spandau — wie ganz allgemein in den Städten und Dörfern der Mark, ja des niedersächsischen Volkstammes überhaupt — als etwas Selbstverständliches, längst Bestehendes voraussetzt; sie möge hier wörtlich folgen: „Am 26. November 1715 befahl der Geh. Staats-Rath auf Anhalten des Insp. Lamprecht (gemeint ist der Pfarrer und Inspektor an St. Nikolai Joachim Lamprecht) dem Landrath des Havelländischen Kreises Matthias Christoph von Bredow auf Friesack, wie

auch dem Magistrat zu Spandau, daß die Wröhe nicht mehr des Sonntags früh, wegen mancher dabei und nachher gewöhnlichen Unordnungen, sondern künftig erst Sonntags Nachmittags nach der Predigt in der Stadt und auf dem Lande gehalten werden sollte.“ Also „Unordnungen bei und nach der Wröhe“! Stritt man zu heftig oder — wurde der Wröhspruch mit allzuviel Trank und Trunk befestigt, und dann: wurde es „Nachmittags nach der Predigt“ besser? Die Chronik schweigt, und — „Schweigen ist Gold“! —

E. Bildliches.

XIII. Aus den Sammlungen des Gewerbe-Museum zu Bremen, 50 Tafeln ausgewählt von der Direktion des Museums, Preis 1,50 M, Druck und Verlag von H. M. Hauschild in Bremen (Oktober 1905). Im Juli d. J. hatte ich günstige Gelegenheit unter der sachkundigen Leitung des Herrn Direktors Dr. Schaefer die reichen Sammlungen des Bremer Gewerbe-Museums zu besichtigen und kann Ihnen heut die schönsten Gegenstände desselben in vortrefflicher Illustration mit kurzem Text seitens des genannten Herrn vorlegen. Es wird Ihnen „bei aller Eigenart die große norddeutsche“ Übereinstimmung mit unserm heimischen Kunstgewerbe, namentlich den Holzschnitzereien auffallen.

XIV. Neue Kunst. Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter. Herausgegeben von der Photogr. Gesellschaft in Berlin. Das Heft 7 vom Nov. 1905 enthält, wie Sie sehen, u. a. Walter Leistikow: Grunewaldsee, Ludwig Knaus: Kindertanz und M. v. Schwind's wundervolle Märchen von den Sieben Raben und der treuen Schwester (Großh. Museum in Weimar).

XV. Dann erhielt Herr Prof. Dr. Pniower zu einem Vortrag das Wort. Er war in die Bresche gesprungen für einen Herrn, der zwar versprochen hatte, die Entwicklung der Technik in Berlin im 18. und 19. Jahrhundert darzustellen, aber ohne jede Entschuldigung ausgeblieben war. In dieser Not mußte Prof. Pniower zu einem Thema greifen, das er schon einmal behandelt hatte. Er sprach über Gottfried Keller in Berlin im Anschluß an einen von ihm verfaßten, in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 12. Juni 1895 erschienenen Aufsatz, der den gleichen Titel führt.

Der Verfasser des „Grünen Heinrich“ verlebte die Zeit von April 1850 bis Oktober 1855 in der Hauptstadt Preußens. Es waren die schwersten, aber auch gehaltvollsten Jahre seines Lebens. In den dürftigsten Verhältnissen existierend, von Nahrungssorgen bedrückt schuf er doch hier den allergrößten Teil seines Hauptwerkes, des „Grünen Heinrich“, ferner den ersten Band der „Seldwyler Novellen“ und die „Sieben Legenden“. Andres wurde begonnen, wie der zweite Band der „Seldwyler Novellen“, die „Züricher Novellen“, das „Sinngedicht“. Aber diese

Jahre waren nicht bloß die produktivsten seiner Dichterlaufbahn, sondern sie machten auch in seinem Leben Epoche. Denn in dieser Zeit wurde der Epiker Keller geboren, und zugleich vollzog sich in ihm eine entscheidende seelische Wandlung, indem der Pessimismus, der die Wirksamkeit des modernen Poeten einzuleiten pflegt, endgültig beseitigt wurde, um dem Optimismus Platz zu machen. Auch seine künstlerische Reife erhielt Keller in Berlin.

Das suchte der Vortragende klar zu machen. Daneben schilderte er die Lebensweise des Schweizers in Berlin, seinen Freundeskreis und wies auf den Einfluß, den der Aufenthalt auf die Produktion des Dichters nahm. Denn einige direkte Spuren davon sind in seinen Werken wahrzunehmen. Auch von Liebeswirren, in die Keller verstrickt wurde und die ihn schließlich von Berlin vertrieben, war die Rede. Wie das, was er in ihrem Verlauf erlebte, Motive für den Schluß des „Grünen Heinrich“ hergab, ward vom Vortragenden aufgezeigt. Endlich erörterte er die herben Urteile, die Keller über das Berliner Leben, das Theater, die Bewohner, die Landschaft usw. fällte. Sie erklären sich hauptsächlich aus der melancholischen, trübseligen Stimmung, in der sich der bedrängte Poet befand, der, abgesehen von seiner Armut mit einem Stoffe, eben dem des „Grünen Heinrich“ zu kämpfen hatte, dem er innerlich entwachsen war und der sich dazu noch künstlerisch in einer schweren Krisis befand. Man darf darum mit Recht ihre objektive Wahrheit bezweifeln.

Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamerstraße.

Noch einige Nachträge zur Chronik von Niedergörsdorf.

Vergleiche Monatsheft der Brandenburgia vom Jahrgang IX, S. 161, 297, vom Jahrgang X, S. 56, von Pfarrer Zimmermann.

Wölmsd.

Das Filialdorf Wölmsdorf, eine altpreußische Enclave, liegt 2 km westlich von Niedergörsdorf in der Richtung von Nord nach Süd. Die Dorfstraße, welche nun auch eine Pflasterung erfahren wird, ist sehr breit und mit Bäumen bepflanzt, von denen eine gute Anzahl gefällt werden müssen. Auf der Dorfstraße befanden sich zwei recht tiefe, in Feldstein gefaßte Ziehbrunnen, welche im Jahre 1897 verschüttet worden sind, da jedes Gehöft einen eigenen Brunnen erhalten hat. Am Nord- und Südende des Dorfes befinden sich je ein Wasserbehälter, wie sich solche in fast allen hiesigen Dörfern vorfinden und wie dieselben von den alten Flämingern künstlich hergestellt worden sind. Die Dorfstraße ist durch die kleine Kirche mit umgebendem Friedhof etwas eingengt. Die Kirche trägt einen Dachreiter in Fachwerk, welcher mit Schiefer bekleidet worden ist. Auf diesem Turme hängen zwei Glocken, von denen die große, aus dem Jahre 1532, zersprungen ist. Die Kirche ist ein altes Gebäude aus unbekannter Zeit im Feldsteinbau. Sie ist nur klein,

aber sie reicht aus für die Gemeinde, welche nur 130 Einwohner zählt. Sonst ist sie freundlich, sauber, mit neuem Gestuhl versehen und mit Steinfliesen gepflastert. Der ungewöhnlich große Altar ist verkleinert worden, um mehr Raum zu gewinnen. Frau Hüfner Fr. Höhne hat für denselben zwei versilberte Leuchter gestiftet. Auch hier wie in Niedergörsdorf steht die Kanzel frei an der südlichen Wand. Dieselbe hat schön geschnitzten Schalldeckel und ist ringsum mit den Bildern Christi und den vier Evangelisten, welche die Zeichen der Cherubim führen, geschmückt. Drei alte Holzschnitte zieren die Wände der Kirche. Der Altar trägt einen Aufsatz mit den Figuren Moses und Christus und mit einem Altargemälde, welches Christus am Schandpfahl im Richthause darstellt. Mitten auf der Dorfstraße lag bis jetzt zur großen Unziederde die verfallene Dorfschmiede, welche nun beseitigt werden wird. Sie ist eine sogenannte Lauschmiede und wird an einem Tage in der Woche von dem Schmied aus Dennewitz versorgt. Wölmsdorf hat nach den Bränden im Jahre 1845 u. 1868 schöne Wohnhäuser und geräumige Gehöfte erlangt und macht den Eindruck der Wohlhabenheit. Früher waren die dortigen Hüfner recht arm, weil sie den guten aber kalten Boden nicht richtig zu behandeln verstanden. Jetzt sind dieselben recht wohlhabend und auch mildtätig, was sich in reichlichen Beiträgen zu Kirchenkollekten ausspricht. Zu erwähnen ist noch, daß das Temperament der Wölmsdorfer von dem der Niedergörsdorfer sich etwas unterscheidet. Sind die letzteren mehr ernst und verschlossen, so wird besonders bei den Festen der letzteren recht fröhliches Wesen beobachtet.

Die Turmuhr in Niedergörsdorf scheint ums Jahr 1738 eingerichtet worden zu sein, denn seit jener Zeit erscheint in den Kirchenrechnungen eine Remuneration custodi mit 12 Groschen pr. an. Dieselbe ging 1854, als der Blitz den alten Turm getroffen und ziemlich beschädigt hatte, auf den neuen Turm über und stand auf dem obersten 4. Boden über den Glocken. Sie hat der Gemeinde viel Reparaturkosten verursacht und dem alten Küster Schulz, welcher sie mit großer Treue versorgt hat, viel saure Mühe; denn der Aufstieg zu derselben war nicht nur beschwerlich, sondern auch gefährlich. 1800 ist sie vom Sturm arg beschädigt worden. Sie bestand aus einem massiv eisernen Werk und das Aufziehen war nicht so leicht. Später wurde sie auf den zweiten Boden gestellt, aber ihre Zeit war gekommen und sie blieb längere Zeit stehen.

Im Jahre 1902 wurde die Gemeinde willig, eine neue Uhr zu beschaffen und sie nicht auf den Kirchturm, wo man das Zifferblatt wenig sehen kann, sondern auf das Schulhaus zu setzen, welches zur Dorfstraße eine schöne Lage hat. Nach längerer Verhandlung mit den zustehenden Behörden ist es erlaubt worden, die Uhr mit den Rechten einer Turmuhr auf dem Schulhause anzubringen, d. i. die Behörden

haben anerkannt, daß die Uhr ein Pertinenzstück des Turmes resp. der Kirche ist. Die Kosten derselben belaufen sich auf 454 Mk., von denen die Kirchenkasse 300 Mk., der Königl. Fiskus 110 Mk., die Gemeinde 54 Mk. entrichtet hat. Den Turmaufsatz hat der Pfarrer mit 15 Mk. bezahlt. Aufgestellt ist dieselbe vom Uhrmacher Weeck, sie läuft 8 Tage und schlägt auch die halben Stunden. Für die leichte Vorsorgung erhält der Küster 12 M aus der Kirchenkasse.

Die Orgel stammt aus dem Jahre 1762; anno 1763 erscheint in der Kirchenrechnung die Ausgabe von 1 *Alth.* 18 Gr. custodi für das Orgelspielen. Sie hat in der Zeit mehrere große Reparaturen erlitten und war nach damaliger Zeit mit schreienden Stimmen in halben Registern begabt. Besonders durchdringend war Mixtur. 1902 ist vom Orgelbauer Schuke aus Potsdam eine umfassende Reparatur ausgeführt worden. Die schreienden Stimmen sind beseitigt, ein Salicional und Bordun neu eingesetzt worden. Der Bau ist schön und ganz modern. Am Erntefest 1902 konnte die Orgel vom Pfarrer geweiht und in Gebrauch genommen werden. Auch sie ist endlich als Pertinenzstück der Kirche anerkannt worden. Kosten sind entstanden:

dem Orgelbauer 1649,— M.

dem Musikdirekt. 53,— „ für Abnahmeff.

dem Photograph 7,50 „ für Aufnahme.

Der Fiskus zahlte $\frac{2}{3}$ Anteil.

Die Gemeinde $\frac{1}{3}$ mit 550 M.

Die Anteile der Gemeinde hat der Pfarrer aufbringen können und zwar durch günstigen Verkauf der Dorfchronik, welche von der Brandenburgia gedruckt worden ist.

Ihre K. K. Majestät hat ein Exemplar anzunehmen geruht und 300 M gespendet, Frau Fürstin v. Dohna Slobitten und Frau Feldmarschall Waldersee schickten je 20 M, Oberpfarrer Brüsing 10 M, Fürst Solms 5 M, Dr. med. Tuch 20 M, Kaufmann Kaul 10 M usw., Fräulein Zander hat im ganzen 37 M in der Brandenburgia und sonst gesammelt, die Gemeinde hat nur die Anfuhrkosten mit 15 M bezahlt.

Die neue Orgel mußte nur auch ausgenutzt werden, und darum wurde zum 20. September 1903 ein Orgelkonzert veranstaltet. Das war nun eine ganz neue Idee, ein Orgelkonzert in einer Landkirche. Da war viel Unverstand und auch viel Neid und böser Wille zu überwinden. Der hiesige Lehrer Hilgendorf blieb unerschüttert und übte mit dem von ihm gegründeten Gesangverein im Männerchor und gemischten Chor die Chorgesänge ein, welche bei den immerhin ungeübten Stimmen großen Beifall fanden. Der Lehrer Felber aus Jüterbog war so freundlich, eine Bach-Fuge zu spielen, Herr Uhrmacher Weeck mit seinen Freunden trug im Streichquartett eine Haydn-Sonate vor. Leider war unsere Solosängerin Fr. Hannemann erkrankt. Der Besuch war ein guter,

denn bei dem schönen Herbstwetter waren viele Gäste aus Jüterbog erschienen. Der Ertrag des Eintrittsgeldes war nur mäßig und stellte sich auf 30 M.

Die 30 M bildeten nun den Stock für ein neues Altargemälde; denn unser altes Altarbild war recht schlecht. Es war eine Kopie von demjenigen, welches sich in der Johanneskirche in Luckenwalde befand und nun wohl auch entfernt ist.

Es wurde uns geraten, in einem Immediatgesuch bei dem Herrn Kultusminister um Beistand zu bitten. Bei diesem würden öfter Bilder von angehenden Künstlern angeboten und auch gekauft, wenn Verwendung dafür vorhanden sei.

Wir handelten nach diesem Rat; aber die Angelegenheit ging, was wir vermeiden wollten, rückwärts durch den Instanzenweg und wir erhielten eine gehörige Nase. Diese haben wir beiseite gelegt. Was nun? Es wurde ein Vorschlag dahin gemacht, daß sämtliche kirchliche Kollekten auf ein Jahr aufgehoben resp. für unsere Zwecke gesammelt werden sollten. Weil dies für die Opferwilligkeit immerhin gefährlich werden konnte, so entschloß sich der Lehrer Hilgendorf, ein neues Konzert in Form eines Familienabends zu veranstalten; auch wurden gute Freunde wie Herr Fabrikbesitzer P. Weslau, Platt, Amtsgerichtsrat Ilberg u. a. willig, uns zu unterstützen. Aus der Gemeinde erfolgten noch freiwillige Gaben vom alten Schmiedemeister Brachwitz und von der Altsitzerin Hecht (Jochen) den, Fehlbetrag bis 100 M, wofür das gütige Fräulein Gertrud Sommerfeld uns ein Bild hergestellt hat, welches von dem Kunsthändler Herrn Wartmann umsonst lackiert und aufgezogen worden ist, hat der Pfarrer hergegeben. Das Bild stellt den auffahrenden und segnenden Christus dar. Wenn dasselbe auch kein Original ist, so reicht es doch für unsere Verhältnisse aus und ist zugleich eine Erinnerung an die segensreiche Wirksamkeit des Lehrers Hilgendorf, welcher leider zu früh von uns geschieden ist. Die Gemeinde hat ihn gern gehabt und hätte ihm den Kantortitel gegönnt. Ein von derselben dahin gehender Antrag ist ohne Antwort und Erfolg geblieben.

Wie schon früher unter Titel Schule erwähnt worden ist, hat hier nach der langen Amtszeit des alten Kantor Schulz, ein häufiger Wechsel der Lehrer stattgefunden. Von 1884–87 amtierte der Lehrer Koschack. In der Schule waren seine Leistungen recht sichtbar, aber seine Familienverhältnisse ließen seine Versetzung erwünscht erscheinen. Während des Pfarrbaues hat er in freundlicher Weise dem Pfarrer von seiner Wohnung abgetreten und es konnte auch in dem Schulhause ein Mahl für die Herren von der Generalkirchenvisitation gegeben werden. Nach seinem Fortgang kam der Lehrer Schurecke von Niemeck hierher, welcher bis 1890 geblieben ist. Er hat neben erfreulichen Erfolgen in der Schule

durch sein gesetztes Wesen und durch die Führung eines ehrbaren Hausstandes die Stellung des Lehrers zu Ehren gebracht; der niedere Küsterdienst wurde ihm lästig, er hat ihn aber geleistet. Von 1890—1895 hat dann der Lehrer Mariaschk das Schulamt verwaltet. Seine Arbeit ist, wie schon früher erwähnt wurde, nicht ohne reichen Segen gewesen. Es ist nur noch nachzutragen, daß seit seiner Amtszeit die Kinder zu Spielen und Reigengängen angehalten worden sind. Vor künstlichen Parodestücken haben wir uns gehütet, denn bei diesen kommen Lehrer und Kinder zu kurz. Es war so ganz aus der Wahrheit, als ein Lehrer nach Vollendung so eines künstlichen Kinderfestes die Kinder mit der Schlußansprache entließ: Nun Kinder gehet heim und ruhet aus, denn ihr habt einen schweren Tag gehabt. Beim Schlag und Wurfspiel werden die Kinder nie verdrossen oder müde und die Mädchen singen immer so gern wieder: Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer ausdrischt; Fuchs, du hast die Gans gestohlen; Häslein in der Grube saß u. s. w. Die Kinder haben zu ihren Spielen, welche sie am besten freihändig unternehmen, ihre Abschlagsverschen:

Peter Paulus hat geschrieben einen Brief nach Paris, er soll holen drei Pistolen, eine für mich; eine für dich, eine für unsern Henndrich (Heinrich).

1—7 auf der Straße No. 7 wackelt das Haus, piept die Maus, Zuckerpüppchen du mußt raus.

1—7 gehe mir nicht in die Rüben, such dir nicht die besten aus, Zuckerpüppchen du mußt raus.

Entel Tentel Tintefaß, geh in die Schul und lerne was. Lerne was dein Vater kann. Vater ist ein Pfeifer, pfeift alle Morgen, klingt wie eine Orgel. Vater zieht die Stiefeln an reist damit nach Amsterdam, Amsterdam ist kurz, wer nicht will der muß.

1—5 strick mir ein Paar Strümpf, nicht zu groß und nicht zu klein, sonst mußt du der Haschmann sein.

Böttcher, Böttcher bumm, bumm, bumm, deine faule Grethe saß auf einem Baum und krächte, fiel herab, fiel herab und das rechte Bein war ab, da kam der Doktor Eisenbart und heilt das Bein mit Spucke zu, aus bist du.

Wenn die Jungen sich im Frühjahr Flöten und Schalmeien bereiten, dann singen sie beim Abklopfen:

Ru, ru, riepe, jähl (gelb) iß de Piepe, schwärt iß de Sack, drinn de jähle Piepe stack.

Noch ein ausländisch Abschlagsverschen:

Onj, donj, dree, kotte lemme see, lemme sie lemme so, die capelle sanfte mo, sanftemo die tepperie, tepperie die colibri, onj donj dree.

Es geht auch ein Dorflied um, worin die Namen der früheren Hüfner zum Vorschein kommen.

Kriersch (Krüger) schlachten een Kalw, Linken kräht (kriegen) halw, Dümkens dett Jekrese, Hennricks sinn drunn bese; vähr. Anger-ähns (Andreas) hängt een Kranz, Aussen — Voater denkt et iß eene Jans (Gans). Voer Schniedersch (Schneider) stoht eene Stoake, Meyersch Voader denkt et iß een Droake. Voer Magistersch liet een groater Steen un Bossdorps Voader bräkt sich Hals und Been, Friedams Jelatkoppe (Kahlkopf) Kossäten Siroptopp. Noacks (Hirte) beschlüeten dat Enge (Ende) und bejüeten inne Harenpuel (Hirtenpfehl) de Benge (Stroh-bänder) Schmedts häen riepe Baeren und Schmedts Mudder kann Möllersch Kinjere nich afwähren. Schumestersch oalbern Tier (die Schulmeisterin war zänkisch). Petersch Voader schenk noch een Känneken Bier (Petersch zapfte das Gemeindebier ab) Harmanns woe hñin Winkel, Jochens schloan Finken (?). Voer Schulden liet een Schoah, Bonnats Mutter flickt alle Löckern toa; Jaspers backen Kiviksbrot, Lenzen schloan alle Kivicke dot, Möllersch hñ eene Mühle . . .

Mundart der hiesigen Einwohner.

Der Aufsatz der Schulkinder: „Unse Joarmagd.“ Jüterbog iß dee Stadt, wuh vähr dee umlehende Dörper Joarmagd gehollen wart. Doa kahmen dee Landliede un brängen Jetreide, Knullen, Jemiese, Owest (Obst), Botter un Aier. Dee Buhrn awer koepen vühr sich Ähl, Seepe, Sold, Kaffi, Zucka, Band un Tiech alle Oart. Doa sinn oek Bun mett Schutiech, Blechgescherre, Iserwoaren. Doa sieht man Recke, Hoasen, Mitzen, Hanschkin, Schettl, Teppa, Kriege, Kann un Kaffischoal. In Jüterbog iß och Veihmagd. Doa köft man Päre, Küe, Ossen, Schoepe, Schiene un Ferkil. Den Johannismagd iß vähr dee Liede een grödet Fest. Doa reest alles in dee Stadt oder dee Buhre fahrt met den Ploahnewaen henn. Doa wehrt düchtich jejuvelt und gedantz un doa vermöhdn (vermieten) sich oek dee Knechte.

In der Beurteilung der hiesigen Mundart, welche hier nur in großen Zügen geschehen kann, ist der Generalsatz zu beachten: Es wird alles vermieden, was die Sprachwerkzeuge anstrengt.

A. Selbstlaute.

das volle, laute a wird selten rein gehört wie in Kalw (Kalb) halw (halb) und vor r in darm, warm, scharp = scharf, auch nach r in Grab, Gras. Es lautet in oa um z. B. Voader = Vater, Poade = Pate, Woater = Wasser, es lautet in e in das = dett, in lang ä z. B. Nase = Näse. e wandelt sich in ei weh = weih — Weichdage, Klee = Klei, See = Sei, Schnee = Schnei. —

e geht vor dem lästigen r in a über, indem r auch verschluckt wird, Berlin = Balin, Wittenberg = Wittenbag, Herr = Häre, Hermann = Hamann.

i Vieh = Veih, er liegt = leht, viel = vehl, widersprechen = wedderspräken.

o ist beliebt u meist rein, ö wird oft spitz wie e gesprochen, König = Kenig.

u wandelt sich in o, Wurst = Worscht, Durst = Dorscht, Brust = Brost, Turm = Torm, Sturm = Storm, in au, Stube = Stau.

ü in oe nach ö hin Tür = Doere, Stüle = Stoele.

ei oft = ee, Fleisch = Fleesch, Seife = Seepe, oft = ie, Zeit = Tiet, Eis = Jis, Pfeife = Piepe.

au in u, Zaun = tun, Pflaume = Plume, in ö Baum = Böm; Zaun = Töm.

B. Mitlaute.

b = w, im Auslaut, — halb = halw, lieb = löw, Dieb = Döw, Korb = Korw, Grab = Gräff.

f in p; er säuft = supt, Affe = Oape, Schafe = Schoape.

pf in p, Pferd = Pärd; Pfeife = Piepe, Pfanne in Panje.

g im Anlaut = j; Gott = Jott; Gabe = Jabe . . .

g wird verschluckt, morgens = morrens, abends = öens.

k wandelt sich in ch; kriegt = kriecht, übrig = übrich.

d in g; ändern = ängern, einander = eenänger, Kinder = Kinjer.

in b; draußen = buten.

t in d, Taler = Daler, Tuch = Doek.

z u. tz sind nicht beliebt; Zeit = tiet, Zähne = Tähne.

zu = toa, toa huse = zu Hause. —

st klingt richtig im Anlaut, aber als scht im Auslaut; Worscht, Dorscht.

quälen = kriestieren, sich schämen = chikanieren; das Mädchen hat kein Chanie.

vielreden = fechten.

Das Geschlechtswort wird wechselnd gebraucht; das Öl u. der Öl, der Balg und das Balg, der Stroband und das Stroband, der und das Petroleum.

Durch die Schule und durch den Umgang mit Leuten, welche hochdeutsch sprechen, ist manche Härte der Sprache abgeschliffen worden.

Nach dem Fortgang des p. Mariaschk, welcher auch einen Gesangverein gegründet hat, rückt in seine Stelle der junge Lehrer Oberschmied, welcher kaum ein Jahr das Amt geführt hat. Er litt an der Lunge, mußte Urlaub nehmen, um nach Andreasberg zu gehen, wo er verstorben ist.

Nach ihm kam der Schulamtskandidat Rademacher. Er hat zu Anfang seiner hiesigen Tätigkeit die Schule mit Fleiß verwaltet, die Leitung des Gesangvereins wollte nicht gelingen. Später zeigte er sich der hiesigen Stelle nicht gewachsen und ist dann im Interesse des Dienstes versetzt worden. Darauf folgte 1900 der Lehrer Fr. Hilgendorf, welcher der Schule mit Eifer und Verständnis vorgestanden hat, so daß er wiederholt vom Kgl. Kreisschulinspektor belobt worden ist, welcher ihm auch die Leitung einer Fortbildungsschule anvertrauen wollte. Er erweiterte sofort den Kreis der Jugendspiele und besonders war es ihm eine Freude, die Jungen militärisch auszubilden. Kleine Turnermärsche wurden von ihm unternommen und Felddienstübungen gemacht, wobei er dem freien Erfinden der Kinder im Angriff und Verteidigung den Lauf gönnte. Auch die kleinsten Knirpse übten in den Zwischenstunden mit vielem Eifer. Aber auch über den engen Rahmen der Schule hinaus erstreckte sich sein guter Einfluß auf die reifere Jugend des Dorfes. Diese sammelte er im Gesangverein um sich. Neben dem Männerchor entstand auch ein gemischter Chor, welcher bei den Gottesdiensten mitwirkte und in welchem auf Anstand und gute Sitte streng gehalten wurde.

Auch bei den weltlichen Vergnügungen des Gesangvereins ist ein Wohlverhalten geachtet worden. Das Rauchen ist während des Gesanges unterlassen worden, die Kopfbedeckung im Gasthause ist verschwunden, ein Juchzer wird kaum noch gehört. Die jungen Burschen tragen beim Tanze weiße Handschuhe. Hilgendorf verstand mit großer Liebenswürdigkeit einen festen Ernst zu verbinden und erwarb sich Achtung und Liebe. Zwischen ihm und seinem Pfarrer ist nie eine Disharmonie gewesen, sie haben stets in Eintracht gehandelt. Der Gesangverein hat sich ein kostbares Banner angeschafft, wodurch er sich viel Neid zugezogen hat. Nach dem Scheiden des p. Hilgendorf trauert der Verein, er hofft aber nach Ostern im Lehrer Altreck, welcher zum 1. Mai hier anziehen wird, auf Ersatz.

Lebensart.

Das ziemlich schwarze, recht wohlschmeckende Brot wird in den runden Öfen, welche früher mit Lehm bedeckt waren, bereitet. Früher standen zwei derselben auf der Dorfstraße, andere in den Hausgärten. Jetzt haben die Backöfen vielfach ein schirmendes Dach oder sind auch in die neuen Häuser verlegt. Sie sind so groß, daß darin bei einem Backen 16—18 Brote von 4 Scheffel Mehl und mehrere Kuchen abgebacken werden können. Bei jedem Backen werden Kuchen bereitet und zwar meist Brotkuchen mit Speckstückchen bestreut. Auch aus zerquetschten Kartoffeln werden dünne Kuchen gebacken, welche frisch garnicht so übel schmecken. Die Frauen haben eine große Übung in der Bereitung auch besserer Kuchenarten. Die Brote werden in runden

Körben aufgemacht, so daß sie einen Durchmesser von etwa $2\frac{1}{2}$ Handspanne bei einem Gewicht von 10 *u* haben. Diese Art der Zubereitung hat ihren Vorteil, denn die Brote haben viel Krume bei wenig Kurste und trocknen nicht so leicht aus. Das Heizen der Öfen geschieht mit dürrn Fichtenzweigen, welche in der Nähe derselben aufgestapelt liegen, und wird in der Regel von den Männern besorgt. —

Wenn die Bauernfrau eine Gluckhenne zum Brüten setzt, nimmt sie die Eier in eine Mütze oder Hut und schüttet sie in das Brutnest mit dem Verschen:

Alle gelike (gleich) rut;

Ut jedet Ei een Kuk (Küchlein).

Geschlachtet werden in einer Hüfnerei 3–5 Schweine außer dem Ernteschwein, welches in der Ernte als Wurst und Braten verbraucht wird. Die Schlächterei mit Wurstbereitung besorgt der Hausschlächter, die Hausfrau tut nur Handlangerdienste. (Die ganze Schlächterei geht sehr schnell vor sich; am Morgen schreit das Schwein und am Abend duftet schon die Wurstsuppe auf dem Tische. Semmel wird sehr reichlich zur Wurst verwendet, und wenn die Därme nicht ausreichen, wird Topfwurst gemacht. Eine bessere Dauerwurst ohne Blut wird Schwartenwurst genannt, die Bratwurst wird bei mangelnden Därmen in einen leinenen Lappen geschlagen und zumeist in die Luft gehängt, seltener in den Rauch.)

Die ausgeschnittenen Braten werden in großen Pfannen gut angebraten, dann in große Töpfe getan und mit Brühe und Fett übergossen. Ebenso geschieht es mit dem Gänsebraten. Die Hausfrau kommt beim Besuch dann nicht leicht in Verlegenheit. Gänse werden von den Bauern nicht gezogen, sondern jede Hüfnerei erwirbt 12–15 Stück vom Händler, dieselben machen auf einige Zeit die Straße unsicher, dann werden sie aufgesperrt und meist genudelt.

Die Leute werden nicht übel ernährt, aber wenn so ein unnützer Knecht seinen Herrn ärgern will, so singt er wohl oder schreibt an die Wand: Am Sonntag gibt es Knochenfleisch und sonst die ganze Woche keins.

Kirchliche Handlungen.

(Bei der Erstlingstaufe besonders eines männlichen Stammhalters wird eine größere Festlichkeit veranstaltet und die Zahl der Paten geht bis auf 8–10. Später verringert sich die Zahl auf die drei gesetzlichen Paten und es wird ein sogenanntes Semmelkindtaufen gefeiert.) Bei nnehelichen Kindern wird keine Danksagung getan; auch darf unter den 3 Paten weder ein Junggesell noch eine Jungfrau erscheinen — die Mütter sind zumeist bei der Taufe des Kindes in der Kirche zugegen, um Danksagung zu verrichten und den Segen zu empfangen. Vorher lassen sie sich nach der Geburt nicht auf der Straße sehen. Die Kinder

werden in schnellem Tempo zur Kirche getragen, weil man glaubt, daß sie dann das Gehen leichter erlernen. Die Paten müssen beim Taufmahl von jedem Gericht essen, damit das Kind alles essen lerne. Die Konfirmation mit dem ersten Genuß des hlg. Abendmahls wird, nachdem eine Prüfung (Vorstellung) am Sonntag Iudica stattgefunden hat, am Palmsonntag vollzogen. Um die sonst schon lange Handlung zu kürzen, wird statt einer Predigt eine Ansprache vom Altar gehalten, in welcher die Konfirmanden der Sorge der Gemeinde und besonders der Treue der Jugend empfohlen werden. Die Konfirmanden sprechen gemeinsam das Glaubensbekenntnis und die Gemeinde bekennt sich zu demselben Glauben durch Absingen des Liedes, „Wir glauben all an einen Gott.“ Der Altar ist an diesem Tage mit blühenden Topfgewächsen geschmückt, welche von den Kindern aus den Häusern zusammen getragen werden. Die Mädchen erscheinen zumeist in schwarzen Kleidern und im einfachen Haarschmuck, Bekränzung ist nicht im Gebrauch.

Beim Eintreffen des Bräutigams im Dorfe zur Hochzeit werden seinem Wagen von der Schuljugend und auch anderen Leuten Stangen vorgehalten, und er ist gezwungen, sich durch eine Geldgabe in kleinen Münzen, welche er unter die Menge wirft, loszukaufen.

Ist eine Person verstorben, so wird sie recht bald aus dem Federbett genommen und auf ein Strohlager gelegt, welches mit einem Laken überbreitet ist. Ein besonderes Sterbehemd erhalten die Toten nicht, sondern sie werden darauf in ihren besten Sonntagskleidern in den Sarg gelegt. Früher wurden die Särge mit dem schwarzen Leichentuch überhängt, jetzt werden sie auf das Leichentuch gestellt und tragen einen reichen Schmuck von gemachten und lebenden Blumen. Solche Kränze und Kronen wurden früher zur Erinnerung in der Kirche angebracht. Das Grab wird von den Trägern aufgeworfen, weil noch kein besonderer Totengräber angestellt worden ist. Die Träger erhalten bei diesem Geschäft aus dem Leichenhause ein reichliches Frühstück, welches sie auf dem Friedhofe, meist auf den Gräbern sitzend, verzehren. Diese häßliche Sitte will sich nicht abstellen lassen. Als Gefolge erscheint außer den Verwandten bei Hufnerleichen die ganze Hufnergemeinde, von den Kleinleuten kommen hauptsächlich die Frauen; bei den Leichen der Kleinleute fehlen, wenn nicht nähere Beziehungen da sind, die Hufner; aber die Frauen sind da. So auch bei Kinderleichen. NB. Der Unterschied von Hufner und Kleinleuten wird immer aufrecht erhalten, auch im Gasthaus sitzen sie an gesonderten Tischen und bei Tanzbelustigungen halten sich die Töchter der Hufner scheu von den Dienstmägden zurück.

In älteren, nicht zu fernen Zeiten wurden die Toten nicht auf Stroh gelegt sondern auf dem Totenbrette befestigt. Dieses Brett wurde schräg gegen die Wand gestellt, um dadurch den Leichen eine bessere

Haltung zu geben. Der Krüger, Hüfner Kühnast, kann sich noch erinnern, daß auf dem Hausboden seiner Eltern sich solch ein Brett befand, an dem er öfter mit heiliger Scheu vorübergegangen sei. Zwei alte Frauen des Dorfes, Witwe Müller und Schütze erinnern sich folgenden Vorganges: In Wölmsdorf brachte es eine Frau über sich, noch vor dem nahen Begräbnis ihrer Mutter zu einer Hochzeitsfeier zu gehen. Da sagten denn die Leute: die kann auch nicht warten, bis ihre Mutter vom Brett genommen ist —

Vergnügungen.

Beliebt war das sogenannte Auskarren (das Spinnrad wurde auch Spinnkarre genannt). Auskarren hieß soviel, als dem Spinnen in diesem Jahre Lebewohl zu sagen, und das konnte ohne ein Vergnügen nicht geschehen. Wie nun jetzt pfliffige Gastwirte ihren neuen Tanzsaal wohl dreimal weihen, im Rohrbau, nach der Dekorierung und bei Aufrichtung einer Schaubühne, so wurde auch das Auskarren, bei welchem anfangs Gesang die Musik vertrat, jährlich mehrere Male wiederholt und rechnete endlich zu den verbotenen Lustbarkeiten. Es ging, weil es mehr einen improvisierten Tanz gab, sehr einfach zu. Die Knechte tanzten in ihren weißen, unbezogenen Pelzen, hatten die Mützen auf, die kurzen Pfeifen im Munde und waren in Strümpfen oder wohl gar in bloßen Füßen. Aus der Tasche des Pelzes mußte ein Pfeifenräumer von blankem Messing hervorleuchten. Auch bei jedem Tanzvergnügen wurde der erste Tanz im Pelz vollzogen, welcher dann ausgezogen wurde.

Auch der Tag der Gestellung zum Militärdienst ist für die jungen Burschen wichtig. Sie tun sich in der Stadt oft übers Maß gütlich, schmücken sich mit Bändern und Sträußen, und kommen wohl auch mit einer Musikbande an der Spitze mit Freudenausrufen ins Dorf zurück. Jetzt fahren sie auf der Eisenbahn und auf derselben geschieht eine Ernüchterung, so daß das Auftreten viel ruhiger geworden ist.

Bei der Einladung zum Fastnachten ging es also her: Die jungen Burschen und Mädchen versammelten sich an einem Sonntage, und die Mädchen trugen ihre langen, bedruckten Leinwandschürzen; darauf gingen die Burschen, etwa 12 an der Zahl, in eine besondere Kammer, um ihren Spruch zu tun, d. h. aus der Zahl der Mädchen eine würdige Auswahl zu treffen. Die Beratung nahm öfter eine Stunde in Anspruch. Darauf traten sie aus der Kammer hervor, um ihren Spruch zu verkündigen. Das geschah sehr einfach. Sie sprachen zu dieser oder jener Schönen: „Nu, kannst moal to hus goan!“ Das war das Zeichen, daß sie Gnade gefunden hatte. Sie ging nun nach Hause, legte die leinene Schürze ab und erschien als Erkorene in der bunten Seidenschürze. Auch die Burschen erschienen nun in ihrem besten langen Sonntagsrock. Es gehörte zum guten Ton, daß das Halstuch (schwarz

seiden) ganz glatt und fest gebunden war, so daß wohl die Luft ver-
gehen wollte. Die Mädchen standen zuerst auf dem Hausflur und
wurden dann von den Burschen in die Stube getanzt.

Die Sache hatte somit eine große Förmlichkeit, von welcher zu
wünschen wäre, daß sie noch da wäre.

Jeder Bursche war an sein Mädchen bis zum Johannismarkt ge-
bunden und mußte mit ihr stets den ersten Tanz verrichten. Die jungen
Leute fuhren auch gemeinsam zur Stadt, denn die Mädchen mußten doch
Truschen (Sträube) einkaufen, welche sie den Burschen zu schenken
hatten. Diese gaben den Mädchen in der Stadt ein reichliches Mahl.

Merkwürdig ist, daß beim Stollenreiten neben dem ersten auch der
letzte Reiter Auszeichnung erfuhr. Außer der Stolle erhielt der erste
Reiter noch ein seidenes Halstuch, der letzte ein Taschentuch. Dem
ersten Reiter gebührte der erste Tanz, der zweite Tanz dem letzten
Reiter, der dritte Tanz dem ersten und letzten Reiter, der letzte Reiter
erhielt auch eine Tabakspfeife — vom Bäcker gebacken. Ich habe nicht
erfahren können, nach welchem Gesetz die gütigen Mädchen gehandelt
haben. Ja, die lieben Frauen handeln oft wunderlich, sonst kämen die
kleinen und mißgestalteten Männer nie zu einer hübschen und ansehn-
lichen Frau.

An Zuwendungen hat die Kirche erhalten:

1. Eine große Hängelampe von Frau Hüfner Meske.
2. Einen Kronleuchter mit 8 Lampen von der Frau des Lehn-
hofsbesitzers Hecht in Gemeinschaft mit dem Pfarrer. Beide
Stücke sind nicht ganz kirchlich, aber sie genügen.
3. Einen neuen kostbaren Altarteppich von Herrn Dr. med.
Tuch-Hannover.

Ein neuer schöner Kirchensitz für die Bewohner des Bahnhofs ist
hergerichtet.

Der Altarraum ist mit Cocus-Läufern belegt, circa 30 □ m.

Wir dachten auch daran, eine Heizvorrichtung zu beschaffen. Zu
diesem Zweck wollten wir ein neues Konzert geben, wozu uns schon
auswärtige Sängerinnen, ein Geigen- und Orgelspieler zugesagt hatten.
Leider müssen wir die Sache bei dem Abgang unseres Lehrers ruhen
lassen. Ich hoffe, daß sich noch ein oder einige mitleidige Herzen
finden, welche dem ergrauten Pastor eine angewärmte Kirche gönnen
und die 300 M aufbringen, welche genügen werden.

Geschichtliches.

Das Jahr 1901 brachte zur Erntezeit große Dürre, so daß Futter-
mangel entstand. Obst gab es wenig; die Pflaumen vertrockneten an
den Bäumen, Kirschen gab es reichlich. Es kostete der Zentner 1,50 M,

und niemand wollte sie dafür pflücken. Die Ernte war immerhin gut, nur der Hafer hatte gelitten.

Am 7. August 1902 schlug der zündende Blitz in das Gehöft der Witwe Freidank. Von diesem Gehöft wurde das massive Wohnhaus und der Kuhstall erhalten, aber das benachbarte Gehöft der Witwe Müller (Borsdorf) brannte ganz nieder. Die benachbarte Pfarrscheune wurde nur erhalten, weil ein kräftiger Gewitterregen eintrat. Die Witwe Müller suchte die Pfarrscheune, welche seit 30 Jahren zum Bauärger der Gemeinde und ohne großen Nutzen für den Pfarrer dastand, zu erwerben. Die Gemeinde wurde willig, ihr die Scheune zum Geschenk zu geben. Als das Königl. Konsistorium von unserer Gutherzigkeit Kenntnis erhielt, wurden wir hart angelassen, weil wir kein Recht zum Schenken hätten. Die Gemeinde hatte so gerechnet: Unsere Väter haben in früheren altsächsischen Zeiten die Scheune nach altsächsischem Recht aus eigenen Mitteln gebaut und unterhalten. Sie gehört ihr, der Fiskus hat zu ihr kein Recht.

Das Königl. Konsistorium wollte nun die Gemeinde dahin in Anspruch nehmen, daß sie den abgeschätzten Wert von 400 M sofort aufzubringen hätte und dann noch im Bedarfsfalle eine neue Scheune auführe. Das war nun offenbar ein Anfang von den sieben Züchten. Die Sache ist endlich dahin geordnet, daß die Gemeinde bei einem etwaigen Neubau 400 M vornweg auf den Tisch legt und dann mit dem Fiskus weiter baut. In den benachbarten Dörfern hat man die Scheunen schon früher entfernt, ohne daß ein Hahn krähte.

Die Witwe Müller hat die Scheune durch Rollen auf ihr Gehöft schieben lassen. In Gemeinschaft mit dem Pfarrer, der doch auch wohlthätig sein mußte, hat sie den Kutschschuppen im Stallgebäude der Pfarre errichten helfen. Während des Baues hat die Witwe Müller die Ställe der Pfarre und den Kellerraum des Pfarrhauses in Benutzung gehabt.

Durch den Neubau des Hauses der Witwe Müller hat die Dorfstraße sehr gewonnen; der Pfarrgarten aber hat durch die Aufführung eines übermäßig hohen Stallgebäudes gelitten. Derselbe hat dafür durch Urbarmachung des Scheunenplatzes einen Zuwachs erfahren. Das Jahr 1903 war bei ziemlicher Dürre, in welcher das Sommergetreide litt, ein gesegnetes.

Im Jahre 1904 zog am 21. Juni von Westen her gegen Abend ein Gewitter herauf, welches Hagel mit sich führte. Derselbe hat auf den südwestl. Feldern einigen Schaden verursacht, aber die Witwe Hermann und Hüfner Meske, deren Äcker hauptsächlich betroffen waren, waren versichert. Der Witwe Hermann wurde ihre Entschädigung durch das Schmerzenskind Eichelbaum gestohlen. Dieser unglückliche Mensch war aus dem Zuchthaus entlassen und der Pfarrer hatte versucht, ihn irgendwo

unterzubringen, freilich vergebens. Nun trieb er sich in den hiesigen Waldungen herum und ließ dem Pfarrer und einigen anderen ihm unlieb-samen Einwohnern die Warnung zukommen, sie müßten sich hüten. Das schöne Geld, was er der Witwe Hermann gestohlen, hat er in Wittenberg auf schändliche Weise verbracht. Nun ist er wieder auf einige Jahre unschädlich gemacht.

1902 hat der Hufner G. Hecht fast sein ganzes Gehöft umgebaut. Er folgte dem Rat des Pfarrers, das Wohnhaus mit einem Giebelaufsatz zu versehen, wodurch das Haus eine feine Form gewonnen hat und zur Zierde des Dorfes gereicht.

Auch der Hufner Zwanziger hat ein massives Torhaus aufgebaut.

Nun fehlte nur noch für die breite, aber meist sehr schmutzige Dorfstraße ein Pflaster. Der sehr rührige Ortsvorsteher Richter nahm die Sache mit Entschlossenheit in die Hand, und so ist in einem 2 jährigen Bau die Pflasterung vollzogen 1903/4. Der Segen dieser Einrichtung muß auch von denen anerkannt werden, welche anfangs allerlei Bedenken dagegen vorzubringen hatten.

Bei der Pflasterung wurde auch der häßliche Abbau für Holz und Streuling beseitigt, welchen der Häusler Schmager eingezäunt hatte. Hierum wird sich ein Prozeß entspinnen, über dessen Ausgang man gespannt sein kann.

Die Jagdpächter hiesiger Gemeindejagd, welche 1051 M zahlen, haben 120 M gegeben um die Dorfstraße mit Linden zu bepflanzen. Niedergörsdorf ist ein schönes Dorf geworden und hat alle Erfordernisse des modernen Lebens:

Bahnhof, auf welchem auch eine heizbare Wartehalle auf Antrag des Ortspfarrers gebaut ist, Poststation mit Schalter usw., Straßenbeleuchtung, richtig gehende Uhr und Wettersäule, schöne öffentliche Gebäude und Kriegerdenkmal an seiner Kirchhofmauer.

Der Segen des Dorfplasters hat sich im Jahre 1905 herausgestellt. Schon in der Nacht zum 28. Juli fiel ein so starker Regen, daß einige niedrig liegende Gehöfte in Wassersnot gerieten, und dann folgte Regen auf Regen, aber die Dorfstraße blieb wohl passierbar. Das Jahr 1905 ist außerordentlich fruchtbar gewesen. Neben einer reichen Kornernte, welche freilich mit großer Mühe eingebracht worden ist, haben die Futterkräuter und Hackfrüchte vortreffliche Ernten ergeben. Kürbisse erreichten 134 *tt*, Gurken kosteten 1 M pro Schock, das ist auch nötig, denn wo sollten die Hufner die großen Löhne für ihre Dienstboten hernehmen, der Knecht fordert 400 M, die Magd an 300 M. Rechnet man dazu die freie Station, dann kommen die Knechte höher als ein Schulmeister in seinem Gehalt. Darum können sich die Knechte auch feinste Kleidung und zumeist ein Fahrrad gönnen.

Der Bahnhof hat sich dahin erweitert, daß ein Dienstgebäude für die beiden Vorsteher errichtet worden ist. Für die Notgeleise ist ein Weichenturm errichtet, auch eine Fahrrampe ist angelegt. Nachdem sich ein Tischler angesiedelt hat, steht für das nächste Jahr die Erbauung einer Dampfmühle und einer Molkerei in gewisser Aussicht, denn der Grund und Boden ist schon angekauft. Ein Schlächter und ein Brotbäcker würden dort auch ihr Brot finden.

Warum, so fragt man sich, kam die Erkenntnis nicht schon vor 30 Jahren, daß die Anlage des hiesigen Bahnhofs ersprießlich sei. Wir haben es immer so gesagt und werden auch noch darin recht haben; daß die Anlage der Wüstenbahn (Treuenbrieften) verfehlt ist.

Am 15. Aug. 1904 hatte unser Dorf die hohe Auszeichnung, den Besuch seiner Kgl. Hoheit des Prinzen von Preußen Friedrich Heinrich zu empfangen. Höchst derselbe erschien in der Frühe genannten Tages mit seinem gesamten Rgt. Brandb. Dragoner, um einen Gedenkstein an die Schlacht von Dennewitz weihen zu helfen. Diesen Stein hat der Kriegsveteran Hüfner Fr. Müller (Dümchen) hergegeben, und er trägt die Inschrift: „Schutz bot einst unser Kirchlein den Vätern in drohender Kriegsnot, drum zum Gedächtnis dies Mal stiftet die freundliche Hand. Die Feier war sehr erhebend. Nach einer kurzen Ansprache des Pfarrers zur Begrüßung, hielt Sr. Königl. Hoheit eine längere Weihrede vom Pferde herab, welche wahrhaft erquickte. Er nahm eine Chronik unsers Dorfes aus der Hand des Ortsvorstehers Richter entgegen und begrüßte huldvoll die alten Krieger des Orts: Friedr. Müller, Lehmann, Hoffmann, den Invaliden Frenzel und den Polizeisergeanten Lehmann aus Jüterbog. Leider war der Kriegerverein Graf v. Bülow Dennewitz nicht erschienen, nach dem sich S. Kgl. Hoheit erkundigte. Auch der Gesangverein war nicht so vollzählig, daß er dem Wunsch Sr. Kgl. Hoheit ein Lied zu hören, nachkommen konnte. An den Schuljungen, welche stramm standen und präsentierten, hatte der Prinz ein hohes Gefallen; Jungens, wenn ihr einmal Soldat werden wollt, dann kommt nur zu mir. Sonst war der Besuch der Dorfbewohner ein guter, Wölmsdorf war reichlich vertreten, die Häuser trugen Flaggenschmuck.

Diejenigen, welche gegenwärtig gewesen sind, sagten wie aus einem Munde: Solchen Prinzen lassen wir uns gefallen. —

1905 haben am 2. Sept. die Knaben von Gölsdorf und Kaltenborn in einem regelrechten Angriff den Denkmalsberg erstürmt, welcher von den Niedergörsdorfern verteidigt wurde. Am 6. September haben darauf die Kinder von Niedergörsdorf am Nachmittag ein Kinderfest gefeiert, welches auch ohne Musik ganz wohl gelungen ist. Am Abend hatte Herr Lehrer Hilgendorf einen patriotischen Familienabend zugerüstet. Patriotische Gesänge, Declamationen, lebende Bilder wechselten ab, und auch ein kleines Theaterstück kam zur Aufführung. Der Besuch der

Gemeinde war überaus reichlich. Eine Sammlung brachte leicht die Unkosten auf, und es blieben noch 6 Mk. für milde Gaben zur Mission übrig. Über die Wichtigkeit des Sieges von Dennewitz braucht nichts gesagt zu werden, aber über den Verlauf der Schlacht soll eine ganz kurze Übersicht gegeben werden.

Schlacht von Dennewitz.

Das hiesige Gelände ist für die Entwicklung einer Schlacht durchaus günstig, denn es fehlen Gewässer und Gräben, und die Erhöhungen sind nicht so groß, daß sie die freie Bewegung ernstlich hindern könnten. Durchschnitten wird das Schlachtfeld von der kleinen Nute (Aa), welche südlich von Nieder-Görsdorf auf dem halben Wege nach Dennewitz in den Wiesen, welche damals noch weich waren, entspringt und nach Rohrbeck hin abfließt. Durch sie ist die Schlacht in einen östlichen und westlichen Teil zerlegt worden. Der General Ney hatte den Auftrag bekommen, von Wittenberg aus vorzubrechen und mit seinen ca. 70 000 Mann die preußische Nordarmee beiseite d. i. nach Norden zu schieben, um an ihr vorüber auf Baruth zu marschieren. Hier wollte sich der Kaiser mit ihm verbinden, um gemeinschaftlich Berlin zu nehmen. Am Sonntag, den 5. September brach Ney auf und stieß auf Tautenzien, welcher auf dem linken Flügel der preußischen Aufstellung stand. Es wurde ihm nicht zu schwer, dieses nur schwache Korps, bei dem sich zumal viel ungeübte Landwehr befand, zu werfen und bis Zahna-Zalmsdorf vorzudringen. Das Korps Tautenzien wich bis auf Jüterbog zurück. Am nächsten Morgen suchte Tautenzien mit Bülow, welcher in der Nacht auf der Höhe Eckmannsdorf-Dalichas gestanden hatte, Fühlung zu finden und strebte nach Niedergörsdorf; einige Bataillone ließ er bei Damm-Jüterbog unter v. Kleist zurück. Als der Vortrab Tautenziens nördlich in gleiche Höhe mit dem Denkmalsberge gekommen war, traten die Franzosen aus Dennewitz um 10 Uhr hervor und nötigten Front zur Schlacht zu machen. Tautenzien nahm, obwohl er in allen Truppengattungen weit überragt wurde, die Schlacht an. Die Franzosen waren ebenfalls in der Frühe des 6. September aufgebrochen und marschierten quer über Feld in 3 Korps unter Bertrand, Reynier, Oudenôt. Wenn sie ihrem Vorsatze treu geblieben wären, auf Dahme resp. Baruth zu ziehen, so hätten sie sich südlich nach Bocho hin zu halten gehabt, das Korps Bertrand, bei welchem auch Ney war, überschritt aber wohl aus Unkenntnis das Gelände der Nute auf der Brücke bei Dennewitz. Der Kampf wurde von dem Korps Tautenzien gegen die Italiener mit großer Zähigkeit geführt, aber endlich wurde es zurückgeschlagen. In der größten Not griff Tautenzien zu seiner Kavallerie (Brandb. Dragoner usw.) und in einer glänzenden Attacke brachte er die feindliche Aufstellung in Unordnung, wodurch er Zeit zur Sammlung gewann. Unter der Zeit

war das Korps Bülow näher gekommen und hatte Fühlung mit Tauentzien gewonnen. Von den 3 Divisionen zu je 10 Bataillonen etc. zog Division Thümen links auf Niedergörsdorf; Division Krafft traf zwischen Niedergörsdorf und Wölmsdorf ein; Division Hessen-Homburg blieb in Reserve. Von Thümen wurde zuerst bei seinem Vordringen auf den Denkmalsberg zurückgeschlagen und die Franzosen gingen bis an die Mühle von Niedergörsdorf vor, wurden aber von der russischen Batterie Dietrich von Niedergörsdorf aus flankiert und zurückgewiesen. — Im erneuten Angriff und mit Beistand aus der Reserve wurde darauf die Denkmalshöhe genommen und mit 34 Stück Geschütz befahren. Der Feind wich nun auf Dennewitz zurück, von wo er mit 40 Kanonen antwortete. Die Preußen vernichteten darauf zuerst den rechten Flügel (Württemberg) und erstürmten dann auf dem linken Flügel die Mühle bei Dennewitz. (Regt. König Friedrich I.) Die Franzosen zogen auf Rohrbeck, wurden in ein Kesseltreiben genommen und um 5 Uhr über die Nute geworfen. Auf dem linken Flügel der Preußen war der Sieg errungen, Division Krafft hatte bisher nur mit seiner Artillerie (Spraut) den Angriff Thümens unterstützt. Gegen 3 Uhr langte das Korps Reynier in Gölsdorf an; dasselbe, bestehend aus Sachsen, war schon über Gölsdorf auf dem Wege nach Rohrbeck gewesen und mußte nun nicht ohne Mühe umkehren. Gölsdorf war von den Preußen schon besetzt aber nur mit schwachen Kräften, welche von der Übermacht aus dem Dorf geworfen wurden. Der Feind befuhr die nördlich vor dem Dorf gelegene Höhe bei der Mühle mit einem starken Wall von Geschützen und stellte auch südlich vom Dorf seine Batterien auf. Die Preußen vermochten gegen die Batterien bei der Mühle nicht aufzukommen, mußten die Feuerlinie im Laufschrift überwinden, um das Dorf von Westen her anzugreifen. Der Kampf tobte im Dorfe hin und her, besonders um den Friedhof (Denkstein). Die Sachsen wurden geworfen, ermanneten sich aber, da das Korps Oudenôt nahe war und warfen die Preußen. Da geschah es, daß Ney den Oudenôt, welcher bei Gölsdorf den Sieg der Feinde leicht entschieden hätte, nach Rohrbeck abrief; zu den Preußen aber stieß Borstell auf den rechten Flügel, wo erst nach schwerem Kampf der Sieg errungen wurde. Der Kampf um die Kanonen auf dem Windmühlenberge fiel den Colbergern zu und wurde unterstützt durch das 9. Reserve-Regiment (Rgt. von Borke). Die Sachsen brachen die Schlacht ab und zogen sich in ziemlicher Ordnung auf Öhna, wo sie dann in den Strudel der Flucht des rechten französischen Flügels so hineingezogen wurden, wie es dem Korps Oudenôt ergangen war.

41 000 Preußen mit 124 Kanonen hatten über 60 000 bis 70 000 Feinde mit 186 Geschützen einen glänzenden Sieg errungen. Die Verluste waren nicht gering. Auf die Preußen werden 10 500 Mann und 960 Pferde gerechnet, die Armee Ney's verlor 23 247 Mann, 53 Geschütze

4 Fahnen, 400—500 Pulverwagen, 13 500 Mann wurden gefangen genommen.

Der Kronprinz Bernadotte hatte von den Höhen bei Eckmannsdorf die Schlacht mit seiner vorgesandten Streitmacht beobachtet.

Schlußwort.

Wir wollen nicht verfehlen, der verehrten Brandenburgeria wiederholt unsern Dank dafür auszusprechen, daß sie uns in ihrem Monatsblatt unsere Dorfchronik abgedruckt hat, uns auch sovieler Exemplare freigestellt hat, daß jedes Gehöft in den Besitz einer Chronik gekommen ist. Das Stücklein vaterländischer Geschichte, welches uns die Brandenburgeria in 1000 Exemplaren geschenkt hat, ist bis in die höchsten Kreise vertrieben worden und überall mit Dank aufgenommen worden.

Dem Verfasser sei es erlaubt von sich zu sagen: *Miles saepe proliatus multas cicatrices fert* = Narben trägt viele der Mann, der oft im Streite gestanden. Wer es weiß, wie ungern der Bauer baut, der wird es wohl ermessen, durch welche Schwierigkeit es gegangen ist, um alle die Neuerungen durchzusetzen, von denen die Chronik berichtet. Dazu sind die Verhandlungen mit den zustehenden Behörden gekommen, welche oft langwierig und schwierig gewesen sind. Ja es ist ein Prozeß nötig gewesen, um die Rechte der Gemeinde dem Fiskus gegenüber festzustellen.

Diese Feststellung ist nach allen Seiten hin geschehen zum Vorteil der Gemeinde. —

Zweimal 1897 und 1904 habe ich infolge von Überreizung eine Heilanstalt aufsuchen müssen. Die Gemeinde hat mich mit viel Geduld und Liebe getragen und über Ungezogenheiten kann ich nur in vereinzelt Fällen klagen.

Eine gute Hüfnerfrau hat das Richtige getroffen, als sie sich zu mir so aussprach: Ja Herr Pastor, wenn Sie immer etwas Neues vorhaben, dann wollen wir nicht gleich heran und zanken, aber nachher lassen wir uns das wohl gefallen und sagen im Stillen, es ist doch gut, was Sie getan haben. Man muß ja wohl erst sterben, um rechte Anerkennung zu finden.

Kleine Mitteilungen.

Ueber die Rüstkammer zu Fürstenwalde a. d. Spree, welche im dortigen Rathaus eingerichtet ist und von der Brandenburgia am 3. September 1893 *) besichtigt wurde, berichtet, soweit es sich, neben weniger beachtenswerten Stücken, um zwei Rüstungen von etwa 1500 handelt, ein gewiegter Kenner, Landgerichtsrat Engel in Thorn in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ folgendes:

Die eine Rüstung hat eine strahlenförmig gerippte Kugelbrust, auf welcher zwei Rosettchen angebracht sind. Die Armausschnitte haben bewegliche Einsätze. Der Rücken ist gleichfalls gerippt und hat zwei angenietete Seitenteile. Brust und Rücken reichen nicht bis zu den Weichen hinab; diese werden vielmehr durch besondere untergesetzte Stücke geschützt. An dem vorderen Weichenstück sitzen vier aufwärts geschobene, in der Mitte gerippte Bauchreifen mit festen, fünfmal geschobenen Beintaschen. Die Brust ist oben quer abgeschnitten, der Rand ist wulstförmig aufgetrieben. Diese Auftreibung ergibt, daß der Kragen unter den Harnisch gehört. Der Kragen besteht aus einem zugespitzten Vorder- und einem rechteckigen Hinterteil, beide oben mit zwei Halsfolgen versehen. Seitwärts sitzen die sechsmal geschobenen Spangeröls für den Oberarm. Auf der linken Seite des Vorderblechs sehen wir ein T förmiges Loch, wohl zur Befestigung des Kragens unter der Harnischbrust. Der Helm ist ein Eisenhut mit scharf abgesetzter, stark abfallender Krempe, in welcher sich der Augenschlitz befindet. Krempe und Glocke haben vorn einen Grat, der sich nach oben hin zu einem über den Scheitel laufenden niedrigen Kamm erhebt. Rings um den oberen Teil der Krempe laufen gleiche Rosettchen. Der Helm ist am unteren Rande der Krempe 39,5 Zentimeter lang, 33 Zentimeter breit und insgesamt 25 cm hoch. Das Gewicht beträgt 3,21 kg. Unterhalb des Augenschlitzes ist eine Marke eingehauen: eine heraldische Lilie in einem über Eck gestellten Quadrate. Ein gleicher Helm mit derselben Marke befindet sich im königl. Zeughaus zu Berlin, jedoch ohne zugehörige Rüstung. Der zweite Harnisch ist ebenfalls gerifelt. Er besitzt vollständiges Armzeug sowie Oberbeinzeug. Das Unterbeinzeug fehlt und ist durch moderne Stiefeln mit Sporen ersetzt. Die Brust hat einen zum Umklappen eingerichteten Rüsthaken. In den Handschuhen hat sich das Lederfutter erhalten. Das Weichenstück ist auf die Brust genietet. Der Kragen liegt auch bei dieser Rüstung fälschlich über der Brust. Bemerkenswert sind die auf den Kragen genieteten Seitenlappen aus Ringgeflecht, welche die Achselhöhlen schützen. — Der zweite Helm gehört offenbar nicht zu der Rüstung, welche einen Maximilianshelm erfordert. Der Helm ist dickwandig und wiegt bei 35 cm Höhe 4,85 kg. Die Glocke mit der zurückliegenden abgerundeten Spitze lehnt sich noch an die spätere Beckenhaube an. Hinten hat die Glocke ein eingezogenes überaus schmales Nackenstück. Seitlich hängen an der Glocke in Scharnieren die Backenstücke

*) Vgl. Monatsblatt II. 120.

mit Kinnreiff und Hals. Das aufschlächtige, auch zum Abstecken eingerichtete Visier ist kugelig und siebartig durchlöchert. Als Marke trägt der Helm ein Schildchen mit 3 Kreuzern.

E. Sch.

Das Legder Quitzow-Denkmal. Von Herrn Lehrer W. Thoms in Legde. Über das im Dorfe Legde stehende Quitzow-Denkmal geht hier unter den Bewohnern noch eine zweite Erzählung, die bedeutend abweicht von der, die Fontane in seinem Buche gibt.*) Schreiber dieses hat von einer Familie, deren Vorfahren seit über 200 Jahren in Legde ansässig sind, über die Veranlassung zur Errichtung dieses Denkmals folgendes erfahren:

Zur Zeit des Kurfürsten Joachims I. waren Quitzöbel und Rühstädt Besitztum eines Herrn von Quitzow, eines Nachkommen des geschichtlich bekannten Dietrich von Quitzow. Dieser lauerte mit seinen Söldnern den Warenzügen auf der Elbe und Havel, sowie auch denen auf den Landstraßen auf und beraubte sie. Das energische Eingreifen Joachims dem Räuberwesen gegenüber, veranlaßte ihn, diesem unedlen Gewerbe zu entsagen. Seine Söldner waren nun plötzlich brotlos geworden und verlangten von ihm, daß er sie fortan auch ernähre. Er unterzeichnete ein Schriftstück des Inhalts, daß er und seine Nachkommen gebunden sein sollten, solange noch ein „Sproß“ von diesen Söldnern lebe, denselben jedes Jahr zu Michaelis eine Entschädigung an Naturalien zu zahlen. Der Sohn des oben erwähnten Herrn v. Quitzow fügte sich den Abmachungen des Vaters. Der Enkel aber, der später ermordete Dietrich von Quitzow, verweigerte die Zahlung. Im Herbste des Jahres 1595 erschienen die Nachkommen der Söldner wiederholt in Rühstädt, um die, wie sie meinten, ihnen mit Recht zustehenden Naturalien in Empfang zu nehmen; aber immer ließ sich Dietrich v. Quitzow als nicht anwesend verleugnen. Bei einem nochmaligen Besuche in Rühstädt am 25. Okt. 1595 erfuhr die Schar, daß Herr v. Quitzow zur Jagd nach Glöwen geritten sei. Sie beschloß nun nach Legde zu gehen, um ihn dort zu stellen, da er durch diesen Ort reiten mußte, wenn er nach Rühstädt zurück wollte. In dem Gasthose des Dorfes erwartete sie ihn. Als nun Dietrich v. Quitzow an diesem Wirtshause vorbei reiten wollte, stellte sich ihm der Führer der Schar entgegen, reichte ihm das Schriftstück hin und forderte die Zahlung der Naturalien. Dietrich von Quitzow nahm das Schriftstück, zerriß es, warf es dem Führer vor die Füße und sagte: „Ich bin ein treuer Untertan meines Kurfürsten, habe selbst unter ihm gedient und ernähre die Leute nicht, deren Vorfahren Feinde des Kurfürsten waren.“ In dem heftigen Wortwechsel, der nun entstand, griff der Führer dem Pferde des Herrn v. Quitzow in die Zügel, um das Weiterreiten desselben zu verhindern. Der Aufforderung, das Pferd los zu lassen, kam der Führer nicht nach. Dietrich v. Quitzow zog seine Pistole und schoß ihn in die Brust; zu Tode getroffen hielt der Führer immer die Zügel des Pferdes fest, das ihn etwa 100 Schritte rückwärtsgehend mitschleppte.

Im Augenblick hatte die ganze Schar Dietrich v. Quitzow und seinen Begleiter umringt. Bei dem nun entstehenden Handgemenge wurde Dietrich v. Quitzow von dem Weibe des Führers vom Pferde gerissen und so zu-

*) Brandenburgia XIII. 1905 S. 467, besonders aber XIV. S. 19—22.

gerichtet, daß er aus 30 Wunden blutend, seinen Geist aufgab. Der Begleiter verteidigte seinen Herrn tapfer; jedoch auch er wurde schwer verwundet. Es gelang ihm aber, nach Rühstädt zu entkommen, wo er nach einigen Tagen seinen Wunden erlegen ist. Die wütende Schar tötete selbst das Pferd Dietrichs v. Quitzow. Dasselbe ist auf der Mordstelle seines Herrn auch begraben. Die Leiche Dietrichs v. Quitzow wurde nach Rühstädt gebracht und dort in dem Erbbegräbnis der Familie beigesetzt. Ihm selbst errichteten seine Angehörigen auf der Stelle, wo er ermordet wurde, das Denkmal.

Die Mörder entgingen ihrer gerechten Strafe nicht. Viele wurden hingerichtet und ihre Köpfe an der Straße von Legde nach Wilsnack zum abschreckenden Beispiel auf Pfähle gesteckt, alle andern des Landes verwiesen.

Aus Basdorf (Kreis Niederbarnim). An der Nordseite der Kirche wurde im November 1904 beim Ausheben einer Gruft Feldsteingemäuer entdeckt, und da im Dorfe die Sage bestand, es führe von der Kirche aus ein unterirdischer Gang nach den Burgwällen, ließ der Lehrer Herr Wiegand weiter nachgraben. Nach $3\frac{1}{2}$ m aber bog die Mauer im rechten Winkel um, und die Untersuchung ergab, daß die Mauerreste vielleicht die Fundamente einer alten Sakristei seien, welche eine nahezu quadratische Bodenfläche von 3,5 m Seitenlänge gehabt hat. Vereinzelt kamen auch Backsteine von mittelalterlichem Format (9:28 cm) vor. Die Steine waren durch Mörtel verbunden. Im ganzen hat man etwa 6 cbm Steine ausgehoben, die man nun zum Preise von 5—6 Mk. pro cbm verkaufen will. Demnächst wird die Kirche einer völligen Erneuerung im Innern durch unser Mitglied Baurat und Kreisbauinspektor Jaffé unterzogen werden.

Otto Monke.

Torsperre zu Berlin im 18. Jahrhundert. „Das Neue, und Leipziger-Thor stehen Tag und Nacht offen, und kann man sowohl zu Fuß, als mit Wagen und Pferden ohnentgeltlich hereinkommen, in den andern Thoren aber muß man in die Armen-Büchse Geld geben. Doch wird hierdurch der Unterschied beobachtet, daß ein Fuß-Gänger nach Läutung der Thor-Glocken drey Pfennige in die Büchse zu legen, vor jedes Pferd aber ein Groschen entrichtet werden muß.“

(Altes und Neues Berlin von Müller und Küster, Berlin 1737.)

Mitgeteilt durch Otto Monke.

Alte Nachrichten aus Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim. Herr Gutsbesitzer Wollank auf Dammsmühle teilte mir s. Z. mit, daß die Gemeinden von Mühlenbeck und Schönerlinde je einen Kronleuchter aus Dammsmühle besäßen, den sie für ihre tatkräftige Hilfe beim Löschen eines Brandes in Dammsmühle erhalten hätten. Der Kronleuchter in Schönerlinde ist aber offenbar ein alter Kirchenkronleuchter; dagegen weichen die Kronleuchter in den Kirchen zu Mühlenbeck und Schönwalde erheblich von der Form der sonst üblichen Kronleuchter ab. Sie sind einander sehr ähnlich; der Körper beider Leuchter besteht aus Holz und zeigt eine hervorragend schöne Schnitzarbeit (Blumen, Früchte etc.). Kronleuchter dieser Art habe ich in Kirchen bisher noch nicht gesehen, und es ist wohl möglich, daß diese Kronleuchter ursprünglich anderen Zwecken dienten.

In Schönwalde geht die Sage, daß auf dem „alten Hofe“ zwischen Schönwalde und der Bahnstation gleichen Namens ein alter Wendenkönig begraben liege. Der „alte Hof“ ist indessen ein Wirtschaftshof der Cisterzienser-Mönche gewesen.

Otto Monke.

Der „Heller“ bei Prenden, Kreis Nieder-Barnim. Für die Ableitung des Namens „Heller“ von „Hälter“ oder Behälter spricht die Anwendung des Wortes Hälter in der Bedeutung von Fischbehälter im siebzigsten Geburtstage von H. Voß. Es heißt dort: „Ihr Liebblingsessen von alters hol er vor dunkeler Nacht, sonst geht ihm der kitzlige Fischer schwerlich zum Hälter hinab.“ An einer anderen Stelle wird gesagt: „Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet.“ Wir haben also wohl an einen Fischkasten zu denken.

Der Überlieferung nach befanden sich in der $\frac{1}{2}$ km nordwestlich von Prenden (Nieder-Barnim) gelegenen, von einem kleinen Rinnsal durchflossenen Talmulde ehemals mehrere Fischteiche mit einem Fischbehälter, nach welchem die dort noch heute bestehende Ansiedelung den Namen Hälter erhielt. In dieser Form kommt der Name für die Ansiedelung im alten Prendener Kirchenbuch vor, und ein Wegweiser, der vor etwa 50 Jahren in der Nähe des ehemaligen „Trockenen Kruges“ stand, soll die Aufschrift „Nach dem Hälter“ getragen haben. Aus Hälter ist dann der Name Heller entstanden.

O. Monke. 5. 9. 1903.

Bei einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Provinzial-Museums am 1. November 1903 sind die vorstehenden Annahmen des Herrn Berichterstatters durchaus bestätigt worden. Die Umrisse des alten Fischweihers, wahrscheinlich eines abzulassenden Karpfenteichs, sind noch deutlich im Boden erkennbar. Es ließe sich dieser Fisch-Hälter ohne besondere Schwierigkeiten von neuem einrichten.

E. Fr.

Einen **Krug mit Wasser** setzt man in Zerpenschleuse neben die Gräber, damit die Toten etwas zu trinken haben.

Otto Monke.

Der Jaekedanz bei Arensdorf unweit Fürstenwalde a. Spree. Zwischen Arensdorf und Hasenfelde liegt der Jäckedanz, eine alte heidnische Begräbnisstätte mit ehemals 3 oder 5 Steinkreisen. Die Arensdorfer Mädchen und Burschen kamen früher hier oft abends oder an Sonntagen zusammen und tanzten zwischen den Steinen. War man müde, so setzte man sich auf die Steine. Den Alten jedoch erschien das lustige Treiben auf dem Heidenfriedhof unpassend, und sie verboten daher den Jungen das Tanzen. Die aber ließen sich in ihrem Vergnügen nicht stören, und tanzten nun erst recht, den Alten zum „Jäck“, wie sie sagten. Daher nannte man die Stätte den Jäckedanz. Endlich ließ der Dorfschulze Lindemann, der Großvater des jetzigen Gemeindevorstehers, die Steine sprengen und zerkleinern und pflasterte damit die Dorfstraße von Arensdorf. So kam die Dorfstraße zu ihrem Pflaster und die Jugend um ihr Vergnügen; denn der Jäckedanz hatte nun den größten Teil seiner Anziehungskraft eingebüßt*).

Otto Monke.

*) An dieser Stelle wurden viele Urnen gefunden, welche teilweise Bronzesachen enthielten. Verschiedene Fundstücke soll Kuchenbuk nach Müncheberg gebracht haben.

Schifferbrauch zu Oderberg i. M. Während es sonst allgemein üblich ist, einen Kahn beim Landen so zu steuern, daß er mit dem Vorderteil auf den Strand läuft, wendet man in und bei Oderberg das Fahrzeug in der Nähe des Ufers um und landet mit dem Hinterteil. Das soll folgenden Grund haben. Einst fuhr ein Mann von Liepe her über den Oderberger See nach Oderberg. Bevor er aber den Kahn vom Ufer abstieß, sprang ein schwarzes Ungeheuer, das einem großen Hunde ähnlich sah, in den Kahn. Der Mann hatte unterwegs große Furcht und dachte bei sich: „Wenn Du nur erst wieder aus dem Kahn wärst!“ Als er nun in Oderberg das Ufer erreichte, lenkte er den Kahn so, daß dessen Hinterteil, in dem er stand, zuerst ans Land kam, und sprang alsbald mit einem mächtigen Satze hinaus. Da verschwand das Untier plötzlich und der Schiffer hörte nur noch die Worte: „Das ist Dein Glück, sonst hätte ich Dich gepackt!“ Seitdem landen die Leute in Oderberg und Liepe so, daß sie sofort aus dem Kahn springen können. —

(Mündlich aus Oderberg.) Otto Monke.

Kurkeln. Kurkel lautet die Bezeichnung für Holzschuhe in Zerpenschleuse und Umgegend.

Otto Monke.

Volksglaube von der Roggensaat. In Wachow hörte ich, am 1. Mai müsse der Roggen so hoch stehen, daß eine Krähe sich drin verstecken kann.

Wilhelm Kotzde.

Kosaken - Denkmal bei Gölsdorf, Kreis Lebus. Beim Vorwerk Gölsdorf nördlich von Fürstenwalde stand nach Mitteilung des Herrn Arndt, Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde in Müncheberg, ein Stein mit eingelassenem schmiedeeisernem Kreuz. An dieser Stelle fiel 1813 ein Kosakenoffizier in einem Gefecht, in welchem eine Schar Kosaken einen durchziehenden Trupp Franzosen aufrieben. Um 1884 ließen Fürstenwalder Offiziere den Stein entfernen und dafür ein Denkmal setzen, welches die Inschrift trägt:

forst! („Dem unbekanntem Kameraden.“)

O. Monke.

Der „Schwedenstein“ bei Luckau liegt nördlich von Bornsdorf an der Ostseite der von Sonnenwalde über Luckau nach Lübben führenden Chaussee in einer Kiefern-schonung zwischen den Kilometersteinen 89,9 u. 90,9

Er trägt in weißer Schrift die Inschrift:

Hier lagerte

Gustav Adolf v. Schweden

September 1631.

Die Volkssage berichtet, daß G. Adolf auf diesem Steine gefrühstückt habe.

O. Monke 15. 4. 1905.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.